



Versöhnung

BISCHOF · EMERITUS

Joachim Vobbe

I N · M E M O R I A M

* 5.1.1947 † 26.7.2017

3 Trauer um
Altbischof Joachim Vobbe
Aus einer Mitteilung des Bistums

4 Abschied von einem
geistlichen Pfadfinder
von Gerhard Ruisch

6 „Gottesdienst in der Winterkirche“
von Matthias Dohmen

7 Versöhnung trifft uns ins Herz
von Francine Schwertfeger

8 Von der Verurteilung
zur Versöhnung
von Till Kurbjuweit

10 Versöhnung
von Jutta Respondek

12 Ein Herz und eine Seele? –
Oder doch nur ein
„Ertragt einander“?
von Raimund Heidrich

14 Versöhnung mit
dem Bösen ist möglich
von Francine Schwertfeger

23 Zwischen Midlife-Crisis im
Mittelalter und Gott
von Francine Schwertfeger

25 Friede mit uns allen
von Jutta Respondek

26 Gruppenbild mit Dame
von Gregor Bauer

Ermittlungen wegen Kirchenasyl

Der evangelisch-lutherische bayerische Landesbischof **Heinrich Bedford-Strohm** hat das Vorgehen der drei bayerischen Generalstaatsanwaltschaften in München, Nürnberg und Bamberg gegen Kirchenasyle kritisiert. Dass bereits Protokolle von Kirchenvorstandssitzungen angefordert worden seien, um strafrechtliche Ermittlungen gegen Menschen voranzutreiben, die Kirchenasyl gewährten, sei „nicht mehr verhältnismäßig“. Die Staatsanwaltschaften hatten die Ermittlungsbehörden über ein abgestimmtes Vorgehen unterrichtet, nach dem zunächst der Pfarrer polizeilich vernommen und anschließend das Verfahren wegen „Beihilfe zum illegalen Aufenthalt“ wegen geringer Schuld eingestellt werden soll. Im Wiederholungsfall sei eine Einstellung gegen Geldauflage möglich. Ein Strafbefehl drohe Pfarrern, wenn sie ein drittes Mal einem Flüchtling Kirchenasyl gewährten. Bedford-Strohm bezweifelte die Strafbarkeit bei Fällen von Kirchenasyl. „Denn die Menschen verstecken ja niemanden, sie geben ja genau den Aufenthaltsort des Flüchtlings den Behörden bekannt, und deswegen gibt es auch keine Verdunklung oder Ähnliches.“

Mängel in der Flüchtlings-Berichterstattung

In ihrer Berichterstattung über den Flüchtlingszuzug und seine Folgen sind einer Studie der Otto-Brenner-Stiftung zufolge „große Teile der Journalisten“ ihrer Arbeit nicht angemessen nachgekommen. „Statt als neutrale Beobachter die Politik und deren Vollzugsorgane kritisch zu begleiten und nachzufragen, übernahm der Informationsjournalismus die Sicht, auch die Losungen der politischen Elite“, erklärte **Michael Haller**, Leiter der Studie. Im Fall von einseitiger Berichterstattung sei das „Politiker-Gezänk“ in Berlin stärker von Interesse gewesen als Sorgen und Ängste in der Bevölkerung, die Nöte von Flüchtlingen und Asylbewerbern oder Probleme von Helfern vor Ort. Der Informationsjournalismus habe dazu beigetragen, dass sich eine „Frontenbildung“ verschärft habe.

Regierung stimmt Kürzungen bei UN-Blauhelmen zu

Die Bundesregierung hat eingeräumt, sich für Kürzungen beim Budget der Vereinten Nationen einzusetzen zu haben. Tatsächlich steht den aktuell 14 Friedensmissionen der UN bis Ende Juni 2018 rund 7,2 Prozent weniger Geld als zuvor zur Verfügung. Die Einsparungen erfolgten laut Medienberichten vor allem auf Druck der USA. Der ehemalige Leiter der UN-Friedensmission im Kongo, **Martin Kobler**, sagte dazu: „Das halte ich für eine äußerst unheilvolle Entwicklung in einer Zeit, in der man Unsummen für Waffen ausgibt. Ich finde, man kann nicht immer das Wort von der Konfliktprävention wie eine Monstranz vor sich hertragen und dann die Mittel dafür streichen. Frieden kostet auch Geld.“

Früherer Kaplan der Königin droht mit Kirchenspaltung

Der ehemalige Kaplan von Königin Elisabeth II., **Gavin Ashenden**, hat vor einer Spaltung der Kirche von England in Traditionalisten und Liberalen gewarnt. Gemeinsam mit 22 weiteren Unterzeichnern droht er in einem Offenen Brief mit einer „Unabhängigkeitserklärung“. Angesichts der zunehmenden Liberalisierung der Kirche von England fühlten sich Vertreter mit traditionellen Werten zusehends „marginalisiert“ und „ausgebuht“, so Ashenden. Seit der Generalsynode Anfang Juli gebe es nun faktisch zwei Formen des anglikanischen Glaubens: „Eine hat vor säkularen Werten kapituliert, die andere hält den Glauben aufrecht.“ Ashenden versteht den Brief als „Warnung“ an Erzbischof Justin Welby. Dieser riskiere „eine Revolte“, wenn er die Kirche nicht „auf eine Weise führt, die konform mit den Werten und Vorgaben der Bibel ist, statt mit denen eines progressiven Säkularismus“.

KIRCHE IM RADIO

„Anstöße“ und „Morgengruß“
SWR 1/RP und SWR 4/RP
10.-13. September
5.57 und 6.57 Uhr
Dekan Klaus Rudershausen,
Wiesbaden

„Wer nicht schreibt, bleibt dumm“

Glaubt man Bildungsexperten und dem Bundeselternrat, stellt das Schreiben mit der Hand im Zeitalter von Computer und Tablet immer mehr Kinder vor große Probleme. 51 Prozent der Jungen und 31 Prozent der Mädchen haben Probleme beim Handschreiben. Sie schreiben verkrampt, unleserlich, zu langsam und ermüden schnell. „Die Handschrift ist ein Denkwerkzeug“, argumentiert die Lehrerin **Maria Anna Schulze Brüning** in ihrer Streitschrift „Wer nicht schreibt, bleibt dumm“. Auch die Graphologin **Rosemarie Gosemärker** betont: „Das mit der Hand Geschriebene wird stärker im Gehirn verankert, so dass die Erinnerungsleistung besser ist.“ Das Schreiben sorge für eine ganzheitliche Aktivierung des Gehirns. „Handschrift ist Hirnschrift.“

Debatte über künstliche Intelligenz

Der Politikwissenschaftler **Roland Benedikter** dringt auf eine breite gesellschaftliche Debatte über die Risiken und Chancen von künstlicher Intelligenz. „Wenn wir in Deutschland nur über Fehlentwicklungen in der Automobilindustrie diskutieren und darüber vergessen, wohin uns die globalen technologischen Entwicklungen am Schnittpunkt Technik-Mensch eigentlich führen, können wir die möglichen Entwicklungen nicht ausreichend mitgestalten“, sagte er. Etwa in der Medizin werde der Fortschritt dank künstlicher Intelligenz „gigantisch“ sein. Doch: „Die Krebsheilung bekommen wir eben nur mit einer Technologie, die auch zum Monster werden kann. Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma führt über Nachdenken und Dialog.“ In der Debatte um den sogenannten Transhumanismus – eine Verschmelzung von Mensch und Maschine etwa durch Gehirnprothesen – stünden „der Mensch und das menschliche Bewusstsein insgesamt zur Disposition“, mahnte der Forscher. Wichtig sei, so Benedikter, das Thema „weder den Eliten noch den Populisten“ zu überlassen.

fortgesetzt auf Seite 31



Trauer um Altbischof Joachim Vobbe

Der Freund der Ökumene bleibt als geschätzter Redner und Prediger in Erinnerung

AUS EINER MITTEILUNG DES BISTUMS

DAS KATHOLISCHE BISTUM DER ALT-KATHOLIKEN in Deutschland trauert um seinen Altbischof Joachim Vobbe. Er starb am Morgen des 26. Juli, seinem Namenstag, im Alter von 70 Jahren nach langer schwerer Krankheit in seiner Wohnung in Königswinter. Joachim Vobbe war von 1995 bis 2010 Bischof der Alt-Katholiken in Deutschland.

Joachim Vobbe wurde am 5. Januar 1947 in Bad Honnef geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Bad Münstereifel und dem Abitur 1966 studierte er in Bonn, Münster und Köln Katholische Theologie und wurde am 14. Juni 1972 durch Josef Kardinal Höffner in Köln zum Priester geweiht.

Nach der Kaplanszeit in Köln und Düsseldorf wechselte Joachim Vobbe 1977 in das alt-katholische Bistum und wurde zunächst im südbadischen Blumberg und in Offenbach Pfarrer. Von 1985 bis 1995 war er zudem Dekan des hessischen Dekanates, sowie insgesamt sieben Jahre lang gewähltes Mitglied der Synodalvertretung, der Kirchenleitung des Bistums.

In seiner Offenbacher Zeit knüpfte Joachim Vobbe intensive Kontakte zur dortigen rumänisch-orthodoxen Gemeinde. Mehrfach hat er die orthodoxe Kirche von Rumänien besucht. Vom Patriarchen der Rumänischen Orthodoxen Kirche, Teoctist, wurde ihm als Dank für sein Engagement das silberne und später das goldene Patriarchalkreuz für Bischöfe verliehen. 1982 trat er der ökumenisch ausgerichteten evangelischen Michaelsbruderschaft

bei. Zwischen 1990 und 1994 unterrichtete er angehende Pfarrerinnen und Pfarrer am Evangelischen Predigerseminar der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) in Friedberg in liturgischer Gestik.

Der Bischof

Am 15. November 1994 wurde Joachim Vobbe in Koblenz von der Bistumssynode zum Bischof gewählt und am 25. März 1995 in Frankfurt durch Bischof Dr. Sigisbert Kraft geweiht. Er war der 9. Bischof des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland.

Besonders prägend für seine Amtszeit war die Entscheidung der Bistumssynode, Frauen zu allen geistlichen Ämtern zuzulassen. Am Pfingstmontag 1996 konnte Bischof Joachim Vobbe in Konstanz die ersten beiden Frauen zu Priesterinnen weihen.

Von 1995 bis 2004 lud Bischof Vobbe Mitglieder aus seinem Bistum und aus der Ökumene zu „Herdenbrieftagen“ ins Steintal im Elsass ein; bei diesen einwöchigen thematischen Treffen wurde die Vorarbeit für die zwischen 1996 und 2004 erschienenen Hirtenbriefe zu den sieben Sakramenten, zur Frauenordination und zur Jahrtausendwende geleistet. Von 2005 bis 2009 wurden diese jährlichen Treffen als thematische „Herdentage“ fortgeführt. Die Jugendarbeit lag dem Seelsorger besonders am Herzen. Auch als Bischof lud er regelmäßig Jugendliche zu thematischen Freizeiten ein.

Das Jahr 1997 rief er mit Bischof Dušan Hejbal (Tschechien), Bischof Bernhard Heitz (Österreich) für ihre Kirchen zu einem Jahr der Versöhnung aus. Die Aufarbeitung der Rolle des alt-katholischen Bistums während





der NS-Zeit mündete in einer bewegenden Feierstunde und einem Schuldbekennnis auf der Synode im Jahr 2000.

Von 1997 bis 2002 vertrat Bischof Joachim Vobbe die Internationale Alt-Katholische Bischofskonferenz (IBK) bei der Anglikanischen Kirchengemeinschaft und war von 1999 bis 2002 alt-katholischer Co-Präsident des *Anglican Old Catholic International Coordinating Council* (AOCICC). Ab 1999 bis zum Ruhestand war er *Honorary Assistant Bishop* der anglikanischen Diözese Gibraltar in Europa, seit 2002 auch der Konvokation der amerikanischen Episkopalkirche in Europa.

Im Juni 2009 kündigte er vor der Gesamtpastoralkonferenz des Bistums seinen Rückzug aus dem bischöflichen Amt aus Gesundheitsgründen an. Seine Amtszeit als Bischof endete am 20. März 2010 mit der Amtsübergabe an seinen Nachfolger, Dr. Matthias Ring.

Nach seinem Rückzug aus dem Bischofsamt lebte er bis zu seinem Tode mit seiner Frau in Königswinter bei Bonn. Bischof Joachim Vobbe hinterlässt seine Frau und seine zwei erwachsenen Söhne.

Sein Nachfolger, Bischof Matthias Ring, würdigte ihn als einen Menschen, der vielen als geschätzter Redner und Prediger sowie als Verfasser mehrerer Kirchenlieder und geistlicher Texte in Erinnerung bleibt. „Die geistliche Erneuerung der Kirche sowie die Stärkung der spirituellen Dimension des Alt-Katholizismus gehörten zu seinen Hauptanliegen“, so Bischof Ring. Wichtige geistliche Quellen neben der Bibel waren für ihn die Werke von Hildegard von Bingen, Nikolaus Cusanus sowie Teilhard de Chardin. Auch dem Geist der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé fühlte er sich sehr verbunden. ■

Abschied von einem geistlichen Pfadfinder

Die Trauerfeier für Bischof
em. Joachim Vobbe

VON GERHARD RUISCH

ICH SITZE IM ZUG AUF DEM Rückweg von der Trauerfeier für Bischof em. Joachim Vobbe und möchte aufschreiben, wie ich den Gottesdienst erlebt habe. Erschwert wird es mir dadurch, dass ich keine Notizen machen konnte und wollte. Geblieben ist mir der subjektive Eindruck, dass die Feier sehr stimmig und zu Bischof Joachim und seiner Familie passend war.

Das liegt einmal daran, dass Bischof Joachim es den Mitwirkenden leicht gemacht hat, passende Lieder und Texte zu finden: Die erste Lesung aus dem 1. Johannesbrief (3,18-24) war der Text, aus dem Joachim Vobbes bischöflicher Wahlspruch genommen war: „Gott ist größer als unser Herz.“ Eines der drei von ihm verfassten Eucharistiegebete in unserem Altarbuch konnte gebetet werden, und mehrere Lieder aus seiner Feder wurden gesungen, und solche, die ihm viel bedeutet haben. Dazu gehörte auch sein geliebtes „Alta Trinità beata“, das er den jugendlichen Teilnehmenden an den Jugendfreizeiten in Fouday im Elsass beibrachte – andere kämen nicht so leicht auf die Idee, dass das jugendgemäße Liedgut ist – aber auch in vielen anderen Runden dirigierte, wie auf dem Bild von der Bistumssynode 2007 zu sehen (– oder war es dort das Heidenröslein?).

Doch dass die Feier als persönlich und stimmig erlebt wurde, lag auch

daran, dass Bischof Matthias Ring sehr persönlich von seiner ersten Begegnung mit dem damaligen Pfarrer und Dekan Joachim Vobbe und seiner Frau Mariette Kraus-Vobbe im Jahr 1989 sprach und die Gastfreundlichkeit und Zugewandtheit, die er damals erlebte, als beispielhaft für den Menschen Joachim Vobbe darstellte.

Er erwähnte die Aufbruchstimmung, die in den ersten Jahren von Joachim Vobbes Zeit als Bischof entstand, aber er verschwieg auch ebensowenig die Konflikte, die das bischöfliche Amt immer mit sich bringt und unter denen Bischof Joachim ebenso gelitten hat wie seine Konfliktgegner, wie die Vorboten der schweren, letztlich tödlichen Krankheit, die manche Begegnung und manches Agieren in den letzten Bischofsjahren schwierig machten. Bischof Matthias erwähnte auch ein Gespräch mit seinem Vorgänger, in dem es um die begrenzte Wirksamkeit und den geringen bleibenden Einfluss ging, der auch Bischöfen gegönnt ist, weil die Zeit eben weiterschreitet – aber er widersprach diesem Ausdruck von Bescheidenheit Joachim Vobbes, indem er betonte, dass, wer sich mit den Sakramenten auseinandersetzen möchte, eigentlich kaum an Bischof Joachims Hirtenbriefen aus dem Steintal im Elsass vorbeikommt.

Erzbischof Joris Vercammen aus Utrecht erzählte in seinem Nachruf ebenfalls ein Erlebnis mit Bischof Joachim, in dem ihm aufgegangen sei, was für ein Mensch er war: wie er alle Bischöfe der Utrechter Union

und die anglikanischen Bischöfe des europäischen Festlands im Jahr 2006 zu einer Fußwallfahrt nach Echternach einlud, die für alle zu einer spirituellen Erfahrung wurde und in deren Gestaltung Bischof Joachims geistliche Tiefe sichtbar wurde. Er sei für die Mitbrüder zum Pfadfinder geworden, sowohl in der praktischen Suche des Wanderweges als auch im Finden geistlicher Wege.

Dass die Bischöfe so persönlich sprachen, hat in mir und bestimmt auch in den anderen Mitfeiernden Resonanzschwingungen ausgelöst und Erinnerungen an eigene Begegnungen und Erfahrungen mit Joachim Vobbe aufsteigen lassen. So war er nicht nur in dem besonderen, schlichten Sarg vor dem Altar unter uns gegenwärtig, mit Stücken eines Taus anstelle von

Bischof em. Joachim Vobbe „dirigiert“
auf der Bistumssynode 2007 →

Messinggriffen, von dem ich spontan dachte „wie passend“, sondern auch in vielen Erinnerungen, die wieder lebendig wurden.

Es war eine gute Abschiedsfeier für die Anwesenden und ein

Ausdruck der Hoffnung, die wir in Joachim Vobbes Lied besungen haben: „Anfang und Ziel – dir Einziger gehört's, denn größer bist du, Gott, als unser Herz.“ ■



Impulse gegeben. Der rheinische Präses erinnert besonders an Vobbes Eintreten für die Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern. So habe er 1996 die ersten Weihen von Frauen ins Priesteramt vorgenommen. Als die alt-katholischen Satzungen im Sinne einer geschlechtergerechten Sprache überarbeitet wurde, sei die rheinische Kirche gebeten worden, mitzuwirken.

Auch an seine Fähigkeit, für den Glauben zu werben, erinnert Präses Rekowski. Joachim Vobbe sei für viele ein Vorbild darin gewesen, „Kirche zeitgemäß zu leben und jungen Menschen Gehör und Raum zu schenken.“ Er sei außerdem ein begabter Autor gewesen. „Seine Lieder vom Choral bis zum Gospel werden weiterklingen.“

„Das Motto seines bischöflichen Dienstes ‚Gott ist größer als unser Herz‘ hat sein Wirken und Leben geprägt“, so der rheinische Präses in seinem Kondolenzschreiben. „Wir werden seine sensible und gelassene Art vermissen.“

Im Namen der römisch-katholischen Deutschen Bischofskonferenz schrieb auch **Ökumene-Bischof Gerhard Feige** an Bischof Matthias Ring: „Dankbar möchte ich besonders sein großes Engagement in der Ökumene hervorheben. Dass wir auf dem ökumenischen Weg voranschreiten, war ihm eine wirkliche Herzenssache.“

Vobbe habe über viele Jahre als „zugewandter Seelsorger und umsichtiger Kirchenmann die Geschicke der Alt-Katholiken in Deutschland und darüber hinaus“ geprägt, so Feige weiter: „Ein besonderes Anliegen war ihm die geistliche Erneuerung der Kirche. Ich habe Bischof Vobbe stets als einen freundlichen, kommunikativen und tief spirituellen Menschen erlebt, der um einen sehr intensiven Austausch mit den ihm anvertrauten Gläubigen, um Ausgleich und Vermittlung bemüht war.“ ■

Foto: Niki Schomherr



„Gottesdienst in der Winterkirche“

VON MATTHIAS DOHMEN

SCHALK IM NACKEN. IMMER witzig“, erinnert sich ein Mitschüler an Joachim Vobbe. Ein anderer schreibt: „Begnadeter Kabarettist. Ein Riesenspaß, mit ihm Texte zu entwickeln oder zu proben.“ Die letztzitierte Bemerkung bezieht sich auf die „Kastenhäubitze“, das Hauskabarett am – schon lange geschlossenen – Erzbischöflichen Konvikt in Bad Münstereifel. Joachim war Chef der Truppe und ihr Herz dazu. Ein dritter Mitschüler charakterisiert ihn als „sehr humorvollen, kritischen Menschen, der auch über sich selbst lachen konnte“.

Der sehr kommunikative Schüler war wohl gelitten bei den Lauten wie bei den eher Stillen in Internat und Schule. Zur Schule gingen wir auf das mittlerweile koedukativ verfasste St.-Michael-Gymnasium, während wir den Rest des Tages, wenn wir nicht „Ausgang“ in das Eifelstädtchen hatten, im „Kasten“ verbrachten, wie das Internat unter uns Schülern hieß.

Joachim stieß erst in der Oberstufe zu uns, weil er wegen Mathematik und – man glaubt es kaum – Religion eine Klasse wiederholen musste. Er war ja schon vorher kein Unbekannter an Schule und Konvikt, wurde auch schnell in den für ihn neuen Klassenverbund integriert.

Wenn es ihm möglich war, nahm er an den fast in

jährlicher Abfolge stattfindenden Klassentreffen teil. Sie fanden meist im „Münster in der Eifel“ statt, aber auch an der Ahr, in Berlin, in Trier und im bayerischen Ettal. Über diese 2009 veranstaltete Zusammenkunft heißt es im schriftlichen Bericht: „Sonntagmorgen nach dem Frühstück hält Joachim für uns in der so genannten Winterkirche den vom Abt des Klosters gerade noch gestatteten Wortgottesdienst. M. E. auch dies ein mit Ernsthaftigkeit und Dankbarkeit absolviertes Thema – geht es uns doch allen relativ gut. Der Bischof hat es mit seiner ihm eigenen Art geschafft, die Andacht nachdenklich und würdig zu gestalten, was ja wohl auch selbstverständlich war.“

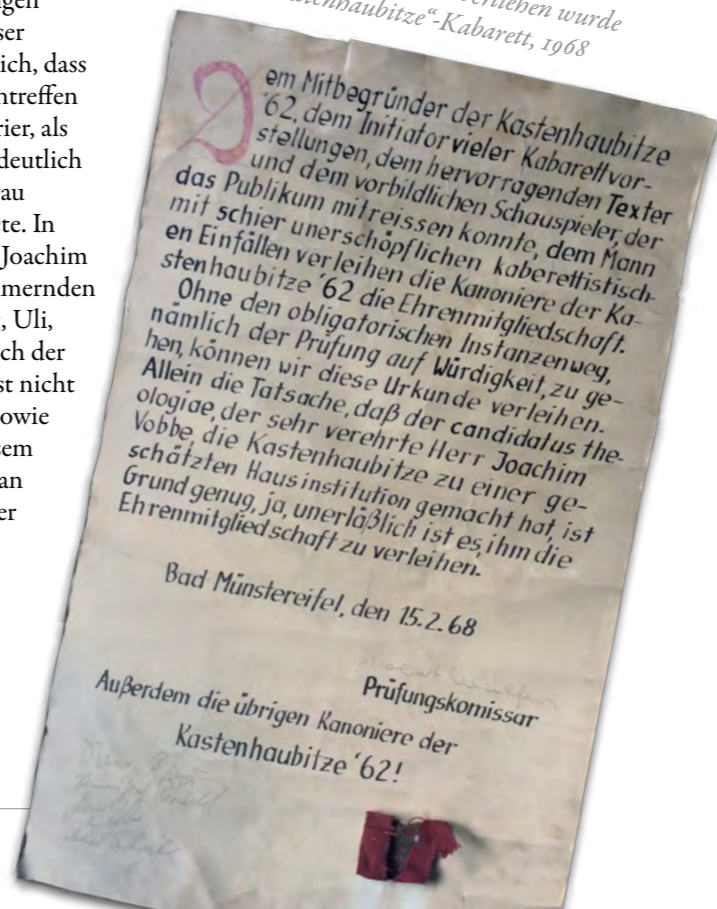
Um Joachims Teilnahme an den Treffen überhaupt möglich zu machen, wurde der Termin erst einmal mit ihm abgestimmt, der ja eine große Zahl von deutschen und internationalen Verpflichtungen zu beachten hatte. Dank dieser Vorabstimmung war es möglich, dass er an einer Reihe von Klassentreffen teilnahm – zuletzt 2013 in Trier, als sich seine Krankheit bereits deutlich abzeichnete und ihn seine Frau Mariette fürsorglich begleitete. In der Chronik heißt es dazu: „Joachim mit seiner liebevoll sich kümmernden Mariette, Friedhelm, Schäng, Uli, Gisbert, Thomas und Heinrich der Kanadier (seine Teilnahme ist nicht hoch genug einzuschätzen) sowie Jochen (Mexi) ließen an diesem Wochenende Erinnerungen an die exakt 50 Jahre zuvor in der

Untersekunda durchgeführte Klassenfahrt aufleben.“

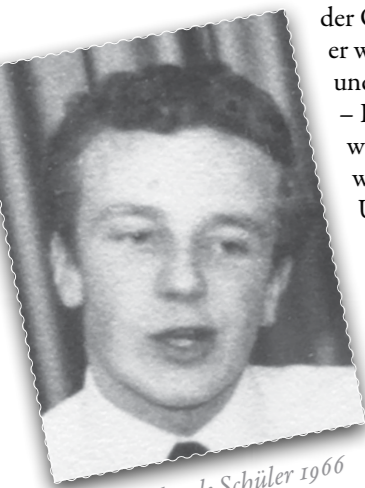
Im November 2016 feierte die Klasse 50 Jahre Abitur. In diesem Zusammenhang erschien ein Buch, an dem Joachim leider, leider nicht mehr hat aktiv mitschreiben können. (Es ist, nachdem die erste Auflage schnell vergriffen war, neu herausgekommen und im Verlag Momberger, Wuppertal erschienen.) Es waren, wie es darin heißt, politische Zeiten, in denen es gäbe und vor allem Schüler wesentlich dazu beitrugen, dass Überkommenes nicht mehr galt.

Joachim Vobbe saß der Schalk im Nacken, wie man so schön sagt. Gern rezitierte er Gedichte von Morgenstern, Ringelnatz oder Fritz Grasshoff, dessen Ritterballade über den „Herrn von Prunz zu Prunzelschütz“ er auswendig deklamieren konnte. In Erinnerung bleiben wird er seinen Konabiturienten als mitunter scharfzüngiger und ironischer, auf jeden Fall aber toleranter Diskutant, der auch politischen Auseinandersetzungen nicht aus dem Wege ging. Und als jemand, der seine christlich/alt-katholischen Überzeugungen glaubhaft lebte. Wir werden ihn nicht vergessen. ■

Eine „Urkunde“, die Vobbe verliehen wurde für die „Kastenhäubitze“-Kabarett, 1968



Dr. Matthias Dohmen ist Journalist und Historiker und ehemaliger Mitschüler von Joachim Vobbe



Joachim Vobbe als Schüler 1966

Versöhnung trifft uns ins Herz

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

„VERSÖHNEN STATT SPALTEN!“ DIESER SATZ war prägend für den in der „Titanic“-Satire als Schnabeltier und Betbruder dargestellten ehemaligen Bundespräsidenten Johannes Rau. Doch ist Versöhnung nur was für Betbrüder und -schwestern?

Ich denke, Versöhnung geht uns alle an. Unversöhntes zieht sich durch das Leben vieler, führt zu schlechter Stimmung, gar zu Krankheit und Unfriede. Wie kann Versöhnung geschehen? Aussöhnung mit dem eigenen Schicksal; mit einer anderen Person oder Gruppe; mit dem Leben...

Ich glaube, der Schritt zuvor ist Vergebung. Wenn ich mir und anderen Fehler vergeben kann oder das Leben in seiner Unpersönlichkeit als Person sehe, die der Vergebung bedarf, kann ich mich versöhnen. Eine Sühne (von dieser Wurzel stammt das Wort Versöhnung) ist eine Wiedergutmachung. Wenn sich irgendwo im Leben eine Tür schließt, öffnet sich eine andere, sagt man. So kann man es mit dem Leben allgemein sehen. Das Leben nimmt nicht nur, es gibt auch. Das ist sozusagen die Wiedergutmachung. Man muss Augen und Ohren offen halten, um diese Gaben wahrzunehmen. Sie kommen zu uns in Form eines unerwarteten Lächelns, einer hilfreichen Geste, eines Wohlgefühls, eines Sonnenstrahls auf unserem Gesicht. Doch viel zu oft sind wir gefangen in unseren dunklen Gedanken und unserem Verlust oder Schmerz.

Wie auch wir vergeben...

Wie wichtig Vergebung ist, hat Jesus uns im Vaterunser gelehrt, indem er sie mit aufnahm ins tägliche Gebet. Doch dieser Satz „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ ist eigentlich sehr nüchtern und abstrakt. Mehr Zugang ermöglicht uns Neil Douglas-Klotz in seinem Büchlein „Das Vaterunser“, seiner Übersetzung aus dem Aramäischen, der Sprache Jesu. Dafür benutzte er die sogenannte Peshitta-Version, eine Version des syrisch-aramäischen Manuskriptes der Evangelien. Diese wird von der Ostkirche als die älteste und glaubwürdigste Bibelversion betrachtet. Nach Ansicht einiger ostkirchlicher Gelehrter geht sie auf das 2. Jahrhundert n. Chr. zurück.

Der Passus entfaltet sich im Aramäischen in vielen Bildern und wird von Klotz in acht Versen variiert. So heißt es (in der Übertragung ins Deutsche von Gita Onnen):

*Löse die Stränge der Fehler, die uns binden,
wie wir loslassen, was uns bindet an die Schuld anderer.
Vergib uns unsere verborgene Vergangenheit,
unsere heimlichen Missetaten,
wie wir ständig vergeben,
was andere vor uns verborgen halten.
Erleichtere uns von der Last geheimer Schuld,
wie wir andere entbinden*

*von der Notwendigkeit zurückzuzahlen.
Lösche die inneren Spuren unserer Fehler,
wie wir unsere Herzen reinwaschen
von den Fehlern anderer.
Nimm unsere enttäuschten Hoffnungen
und Träume in dich auf,
wie wir die der anderen umarmen mit Leere.
Löse unsere inneren Knoten, so dass wir fähig sind,
unsere einfachen Herzensbindungen
zu anderen zu verbessern.
Kompostiere unsere innere gestohlene Frucht,
so wie wir anderen die Beute ihrer Übergriffe vergeben.
Löse die Stränge der Fehler, die uns binden,
wie wir loslassen, was uns bindet an die Schuld anderer.*

Hier geht es um energetische Bindungen an andere, die uns oft nicht bewusst sind, die aber im Herzen wirken. Vergebung ist eine innere Arbeit, die wir mit Herz und Geist ausführen. Dazu ist das Gegenüber nicht notwendig. Es ist allein ein Vorgang, den wir mit uns selbst ausmachen. Das Ergebnis aber wirkt nicht nur in unserem Herzen, wenn wir es ehrlich und konsequent sprechen und fühlen, sondern es wirkt auch nach außen, auf unser Gegenüber. Wir können uns aussöhnen mit allem, was geschehen ist, denn uns wird bewusst, dass auch wir die gleichen Fehler schon gemacht haben (könnten), die wir anderen vorwerfen. Wir halten fest an Verstrickungen, fordern von anderen Liebe und überfordern sie. Dass wir von anderen oder vom Leben haben wollten, was sie nicht von Herzen bereit waren zu geben beziehungsweise was uns nicht bestimmt war, kann uns auch belasten. Daher möge unsere innere gestohlene Frucht kompostiert werden, und wir vergeben anderen, was sie von uns geraubt haben, wenn wir nicht vergessen können.

Wir sind nicht nur enttäuscht worden; wir enttäuschen permanent andere, indem wir ihnen nicht geben können, was sie wollen. Wir können uns nur aussöhnen mit ihnen, wenn wir ihre Träume mit unserer Leere umarmen. Das ist ein sehr tröstliches und friedvolles Bild.

Ich bin wie du

Der Schritt über die Vergebung zur Versöhnung kann nur erfolgen, wenn ich erkenne: Ich bin (wie) Du. „*Tat tvam asi* – Das bist du“ – aus dem Sanskrit: Das meint, dass das Selbst in seinem reinen und ursprünglichen Zustand identisch ist mit der absoluten Realität, dem Verursacher aller Phänomene. Auch: Die Außenwelt ist identisch mit dem Ich.

Ich ziehe an, was ich vermeiden will, weil ich noch daran gebunden bin. Und nicht immer können wir unsere Energien so kontrollieren, dass wir nicht „heimlich“ eine Missetat begehen oder vor anderen verbergen, wie wir wirklich sind. Und so entstehen Missverständnisse. Wenn wir die Projektion zurücknehmen, trifft uns Versöhnung mitten ins Herz. Und dann geschieht Heilung. ■



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover



Von der Verurteilung zur Versöhnung

VON TILL KURBJUWEIT

DAS THEMA VERSÖHNUNG, das eng gekoppelt ist mit Vergeben und Verzeihen, kenne ich aus dem Leben, auch meinem eigenen. Ich habe anderen Leid zugefügt und auch mir ist Leid zugefügt worden. Und ich bin vermutlich in guter Gesellschaft, denn kaum jemand geht durchs Leben, ohne irgendwann jemanden zu verletzen oder ihm oder ihr irgendwie weh zu tun. Im religiösen Kontext würde man sagen, ohne zu sündigen.

„Gott war es, der in Christus die Welt mit sich versöhnt hat, indem er den Menschen ihre Verfehlungen nicht anrechnete und uns das Wort von der Versöhnung anvertraute“ (2. Korintherbrief 5,19). Ich finde die Formulierung bemerkenswert, dass Gott die Welt mit sich versöhnt hat. War ich doch immer davon ausgegangen, dass Versöhnung ein bilateraler Vorgang sei, etwa so, wie es im *Wiktionary* steht: „Versöhnung = Wendung zwischen Personen zu einer mehrseitigen, positiven und dauerhaften Grundhaltung des gegenseitigen Vertrauens, der Bereitschaft zueinander zu stehen und/oder miteinander die Zukunft zu gestalten, die sich zuvor Verletzungen bzw. Schäden antaten und infolge ablehnend oder feindlich zueinander standen.“

Versöhnung über den Gräbern

Als Charles de Gaulle und Konrad Adenauer sich am 22.

September 1984 über den Gräbern von Verdun die Hand reichten, war das ein großartiges Zeichen der Versöhnung zwischen diesen beiden Nationen, die sich jahrhundertlang gehasst und bekriegt hatten. Ein Vierteljahrhundert zuvor war ich als Achtzehnjähriger erstmals mit dem Rad in Frankreich unterwegs. In mehreren Orten fielen mir unversöhnliche Gedenktafeln auf, die an die Untaten der Deutschen, meist der SS, erinnerten. Eine schockierte mich besonders: „Hier wurde Gaston NN von den deutschen Schweinen erschossen.“ Sie sind verschwunden, diese Zeugen unversöhnlichen Hasses, der dann am Ende doch nicht so unversöhnlich war. Wenn an vielen Plätzen in Frankreich an die Märtyrer der Résistance erinnert wird, dann ist da von Hass nichts zu spüren. Dass diesen mutigen Widerstandskämpfern auch heute noch Ehre gebührt, bleibt davon unberührt.

Zurück zum Korintherbrief. Mit seinem oben zitierten Satz meint Paulus doch wohl eher die Vergebung und das Verzeihen. Gott vergibt uns. Eine Gegenseitigkeit ist nicht möglich.

Im Vaterunser bitten wir Gott immer wieder um diesen Gnadenakt und fügen dann wie selbstverständlich an: „...wie wir vergeben unseren Schuldigern“, als sei das eine ausgemachte Sache, dass wir das tun.

Dennoch wissen wir, dass Vergeben gar nicht immer leicht ist, und vermutlich kennen wir alle jemanden, der oder die nicht verzeihen kann, was und wem auch immer. Und diesen Menschen sollten wir nicht verachten, sondern allenfalls bedauern.

Wandlung auf dem Gottesacker

Ich möchte hier in gekürzter Form ein kleine Geschichte einbringen, die ich schon in einem anderen Kontext erzählt habe:

Ein Mann nimmt an der Beerdigung eines früheren Freundes teil, den

er seit langem aus den Augen verloren hatte. Weil er etwas zu spät kommt, kann er nicht mehr in die übervolle Friedhofskapelle.

Die schnellen, fast blechern klingenden Schläge der Friedhofsglocke wirkten auf Jonathan, als wollten sie zur Eile treiben. Los, los, schnell unter die Erde mit dem Kerl. Die Orgel brach gerade ab, er hörte den salbungsvollen Ton des Geistlichen, konnte jedoch nichts verstehen. Im Grunde war er froh, sich den Sermon nicht anhören zu müssen, wie der Geistliche vermutlich lobhudelnd und beweibräuchernd über den Verstorbenen sprechen würde, nicht wissend, was er, Jonathan, wusste.

Werner Kimpel hieß der Mann, den sie sogleich zu Grabe tragen würden und den er einmal seinen Freund genannt hatte. Seit dem zehnten oder elften Lebensjahr hatten sie sich gekannt, mit dreizehn oder vierzehn Blutsbrüderschaft getrunken.

Ja, sie waren dicke Freunde gewesen, auch später noch als Erwachsene, eine Männerfreundschaft. Bis zu dem Tage, an dem ihm gesteckt worden war, dass Werner einige Jahre zuvor eine Affäre mit Dorothee gehabt hatte. Wie ein Hammerschlag hatte es ihn getroffen. Ausgerechnet Werner! Eine derartige Ungebeuerlichkeit hatte er nicht verzeihen können. Er hatte sofort mit Werner gebrochen und alle Einladungen, die in der Folge von ihm kamen, ausgeschlagen oder ignoriert. Mit so einem falschen Menschen mochte er nicht länger umgehen. Eine Beerdigung war natürlich etwas anderes.

Da schickt es sich, die Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen und auch Exfreunden die so genannte letzte Ehre zu erweisen. Da rechnet man nichts auf und nicht ab, da begräbt man jede Fehde mit.

Jonathan erinnerte sich, mit welcher Vehemenz er das Wort Ungebeuerlichkeit stets artikuliert hatte, wenn er von seinem Exfreund sprach; er hatte es geradezu genussvoll im Munde bewegt wie einen Schluck Wein, bevor er es, energetisch aufgeladen, seine ganze Verachtung und Verurteilung demonstrierend, in seine Umgebung geschleudert hatte.

„Eine Ungebeuerlichkeit“, raunte er vor sich hin, während er langsamen Schrittes an den mit hauchdünnem Neuschnee überzogenen Gräbern entlang ging. Ungebeuerlichkeit? Das Wort hatte plötzlich einen merkwürdig hohlen Klang. Die Gefühlsaufwallung, mit der er es stets gesagt hatte, die orthodoxe Verurteilung des Sünders, wollte sich nicht einstellen. Jonathan spürte der Ungebeuerlichkeit nach: Wo war sie? Er fand sie nicht. Wenn er daran dachte, dass der arme Kerl, der mit nicht mal siebenundfünfzig vom Krebs dahingerafft worden war, ein paar Mal mit seiner Frau geschlafen hatte, mein Gott, ja was dann? Natürlich konnte es nicht in Ordnung sein, wenn einer mit der Frau eines anderen schläft. Zumal der eigene Freund. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, hatte er schon im Konfirmandenunterricht auswendig lernen müssen und trotz der Erklärung von Dr. Martin Luther nicht wirklich verstanden. Und doch war ihm auf einmal so, als sei seine damalige Aufgebrachtheit, seine Verurteilung der Ungebeuerlichkeit, nicht so ganz aus ihm selber gekommen. Welcher Teil davon war nur ein Habitus, einer ungeschriebenen Vorschrift Genüge tuend, weil es sich eben ziemte, das Unziemliche zu verurteilen?

Eigenartig, dachte Jonathan, wie sich alles anders anfühlt, wenn man auf dem Gottesacker steht, zwischen Gräbern und Kreuzen, und jemanden zur letzten Ruhe zu begleiten hat. Irgendwie ist man dann ein anderer, oder eine Seite, die man sonst von sich nicht kannte, tritt in den Vordergrund.

Zwei Totengräber zogen den gummbereiften Wagen, und vier weitere schoben ihn den steilen Weg hinauf,

der zu den jüngsten Gräbern führte. Jonathan ging den Weg zwischen den Gräbern zurück und traf am Ende des Trauerzuges auf den Hauptweg, schloss sich an.

So, das war nun also Werner Kimpels letzter Weg auf diesem Planeten. Jonathan fiel das Vaterunser ein: „... und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Wie oft hatte er, früher zumindest, im Gottesdienst beim Vaterunser automatisch mitgemurmelt ohne den Inhalt der Worte zu bedenken. Vergebung? Was hätte er auch zu vergeben gehabt? Jetzt spürte er, dass es ihm nun ganz leichtfallen würde, sie zu verzeihen, und im gleichen Moment stieg die Frage in ihm auf, was es denn zu verzeihen gab. Verzeihen ist die Aufhebung einer Verurteilung. Ja, er hatte Werner wegen seiner Untreue verurteilt. Aber er hatte seine Verurteilung nicht aufgehoben, sie war ihm irgendwie abhanden gekommen, schien sich plötzlich aufgelöst zu haben. Und Jonathan fragte sich, quasi im Nachhinein, ob er überhaupt berechtigt gewesen sei, über einen Menschen zu richten, der vor langer Zeit einem Sinnesgelüst nachgegeben hatte. Zuerst Daumen runter wie Cäsar im römischen Circus, dann Daumen doch wieder nach oben? Stand ihm das zu? Stand das überhaupt jemandem zu?

Eigenverantwortung des mündigen Menschen

In unserem realen Leben wird es eher selten sein, dass sich eine

Verurteilung von allein in Luft auflöst. Aber die Erkenntnis, dass ein Vergeben oder Verzeihen auf einer davor stattgefundenen Verurteilung beruht, sollte uns zu denken geben. Hatten wir wirklich das Recht, den Anderen zu verurteilen? Stand uns das zu? Hatten oder haben wir diese Autorität und diesen unbefleckten Status, der uns erlaubt, den ersten Stein zu werfen?

Das Leben fragt aber nicht, ob uns zusteht, was wir tun. Es passiert einfach. Aber als erwachsene, intelligente Menschen sind wir nicht nur in der Lage, über unser Tun nachzudenken, sondern auch dazu verpflichtet.

Und dann darf immer wieder mal die Frage aufkommen, ob wir unser Handeln nachträglich für gut findenden, auch und gerade im Falle einer Verurteilung. Und falls sich diese nicht, wie in der kleinen Geschichte, von allein auflöst, dann dürfen wir uns an den eingangs erwähnten Satz aus dem Korintherbrief erinnern, dass Gott „uns das Wort von der Versöhnung anvertraute“, was wohl im Klartext heißen soll, dass er uns zur Versöhnung und zum Verzeihen aufrief.

Ich habe für mich herausgefunden, dass mir die Frage, ob ich berechtigt war oder bin, jemanden zu verurteilen, sehr hilft. Es ist trotzdem nicht immer ein kurzer Weg zum Verzeihen, also zur Aufhebung der Verurteilung. Aber ein guter Start. ■





Der erste Schritt

Versöhnung



VON JUTTA RESPONDEK

DER NACHBAR HATTE SCHON IMMER ETWAS gegen uns. Ich weiß auch nicht, warum. Irgendwann muss er sich mal über uns geärgert haben. Irgendwann müssen wir ihm wohl Anlass gegeben haben zu seiner Antipathie. Keine Ahnung. Ich weiß es wirklich nicht. So lange ich mich erinnern kann, lässt er keine Gelegenheit aus, uns seine Abneigung spüren zu lassen. Nicht nur, dass er nicht grüßt, wenn wir uns auf der Straße begegnen – was ziemlich oft vorkommt, weil er genau gegenüber wohnt. Nein, er redet auch über uns und verbreitet böse Gerüchte. Als ob wir die größten Missetäter wären. Ich habe schon manchmal keine Lust mehr, ins Dorf zu gehen, weil ich das Gefühl habe, die Leute gucken mich an und tuscheln hinter meinem Rücken.

Ich vermeide es, das Haus zu verlassen, wenn er draußen ist und ich an ihm vorbei muss. Sonst kommen womöglich wieder irgendwelche dummen Sprüche und absurden Vorwürfe. Oder zumindest böse Blicke. Auch unsere Kinder haben wir angehalten, ihm aus dem Weg zu gehen. Das scheint uns das Beste zu sein: sich möglichst aus dem Weg gehen und jeden Kontakt vermeiden.

Ich weiß ja nicht, was wir ihm getan haben. Es könnte so friedlich sein hier im Ort. Aber da ist dann auf einmal einer, der lässt einem keine Ruhe. Der giftet immer nur rum und will einem das Leben schwer machen. Aber wir lassen uns nicht provozieren. Wir wollen keinen Streit. Wir wollen nur unsere Ruhe haben und in Frieden leben. Wir tun keinem was. Wir leben einfach unser Leben. Unauffällig und ganz normal. Aber das kann schwer werden, wenn es einem Anderen nicht passt. Wie man so sagt: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.“ Das heißt nicht, dass wir uns für die Frömmsten halten. Wir sind normale, gottesfürchtige Leute und halten uns an die Gebote. Wir versuchen, sie gewissenhaft zu erfüllen. Wir sind nicht besser oder schlechter als andere. Alles wäre in Ordnung. Wenn nur der eine Nachbar nicht wäre. Und die

provozierende Rede dieses fremden Rabbi, die ich neulich eher zufällig gehört habe und die mir seitdem nicht aus dem Kopf geht.

Ein Freund hatte mich überredet mitzukommen. Eigentlich war ich auf dem Weg nach Hause, er aber redete mir zu und erzählte so begeistert von dem mir unbekanntem Wanderprediger, dass ich schließlich mitging, um ihn anzuhören. Er predigte auf einer Anhöhe außerhalb des Dorfes vor einer großen Menschenmenge, die sich um ihn versammelt hatte.

Ich muss gestehen, dieser Rabbi zog mich von Anfang an in seinen Bann. Mein Freund hatte nicht zu viel versprochen: Der Mann hatte wirklich eine besondere Ausstrahlung, und er sprach wie einer, der Vollmacht hatte. Ja, so empfand ich es: Er sprach wie ein Gottgesandter. Wohl deshalb gingen seine Worte mir so nahe.

Ich habe nicht alles behalten, was er sagte, es war eine lange Rede. Aber eines ist mir besonders in Erinnerung geblieben, weil es einen wunden Punkt berührte. Es schien mir geradezu auf mich und besagten Nachbarn gemünzt – der nach der Vorstellung dieses Rabbi wie jeder Mitmensch auch als Bruder anzusehen sei: „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe.“

Irgendwie fühlte ich mich getroffen, und irgendwie regte sich in mir ein innerer Widerstand. Ich diskutierte nachher heftig mit meinem Freund darüber, wie diese Worte zu verstehen seien. Hatte ich richtig gehört: Wenn dir einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat...? Oder hatte er nicht gesagt oder doch gemeint: Wenn du etwas gegen deinen Bruder hast, sprich: Wenn du dir etwas vorzuwerfen hast, weil du finstere Gedanken gegen ihn hegst und ihn nicht leiden kannst...?

„Was kann ich denn dafür, wenn mein Bruder etwas gegen mich hat? Wenn er mich nicht leiden kann?“ ereiferte ich mich. „Ist das nicht sein Problem? Warum soll ich

mich mit ihm versöhnen, wenn doch er es ist, der seinen Unmut und bösen Willen gegen mich herumträgt?!“

Und ich erzählte dem Freund von unserem jahrelangen Ärger mit dem Nachbarn, der, warum auch immer, etwas gegen uns habe und uns das Leben schwer mache. „Aber es muss doch einen Grund geben“, meinte mein Freund. „Und der Nachbar ist wahrscheinlich selbst auch nicht glücklich damit“, fügte er hinzu. „Meinst du nicht, dass es auch ihn belastet? Vielleicht leidet ihr beide gleichermaßen unter der unerfreulichen Situation.“ Er sah mich fragend an. „Hast du ihn jemals gefragt, was er denn gegen euch hat? Irgendwas muss doch einmal vorgefallen sein, auch wenn du dich nicht erinnerst. Irgendeinen Anlass gibt es immer bei einem Streit oder einem zerrütteten Verhältnis. Wenn man die Sache nicht klärt und zur Sprache bringt, ist auf einmal alles festgefahren. Beide Seiten steigern sich in eine wachsende Ablehnung hinein und keiner weiß mehr, warum. Und wie man wieder herauskommen soll.“ Er machte eine kurze Pause und fuhr fort: „Wenn du mich fragst: Sprich ihn einfach mal an und frag ihn. Denn es lässt dir ja doch keine Ruhe. Was soll schon passieren? Schlimmer werden als bisher kann es ja nicht.“

Ich blickte den Freund zweifelnd an. Vielleicht hatte er nicht Unrecht. Aber es widerstrebte mir gewaltig. *Ich* sollte den Nachbarn ansprechen? Einfach so, auf einmal? Schon seit Jahren hatten wir kein Wort mehr gewechselt. Was würde er von mir denken? Wie würde er reagieren? Der würde mich gar nicht beachten und zu Wort kommen lassen. Oder mich auslachen, mit Verachtung strafen...

Aber woher wollte ich das wissen? Es käme auf einen Versuch an. Vielleicht war das die Idee dieses Rabbi gewesen. Dass man aufeinander zugeht. Dass man einander ernst nahm und zu Wort kommen ließ. Dass man einander

zuhörte. Miteinander ins Gespräch kam. Dass man die Möglichkeit schuf, Missverständnisse auszuräumen, Vorwürfe zu entkräften, sich, wenn nötig, zu entschuldigen. Kurzum: dass man seinen guten Willen zeigte und einen Schritt Richtung Frieden ging.

Sehr nachdenklich machte ich mich auf den Heimweg. Ich würde eine Nacht darüber schlafen und mit meiner Familie darüber reden. Am liebsten würde ich diesen Rabbi aufsuchen und die Sache mit ihm besprechen. Aber würde der mir etwas Anderes raten als mein Freund...? Ich müsste mich überwinden und es einfach wagen. Ich hatte nichts zu verlieren. Aber vielleicht etwas zu gewinnen. Das Schwierigste, ja, die Herausforderung war meine eigene Überwindung. Traute ich mich? Wollte ich es überhaupt? Wollte ich, dass sich etwas änderte...?

Mein innerer Widerstand war groß. Aber auch wenn es mir nicht behagte, konnte ich dem Rabbi eigentlich nur zustimmen. Was ein anderer, der mir zürnt und der mir berechtigt oder unberechtigt etwas vorwirft, tut oder nicht tut, darauf habe ich keinen Einfluss. Nur auf mein eigenes Verhalten. Also bin ich es, der handeln muss.

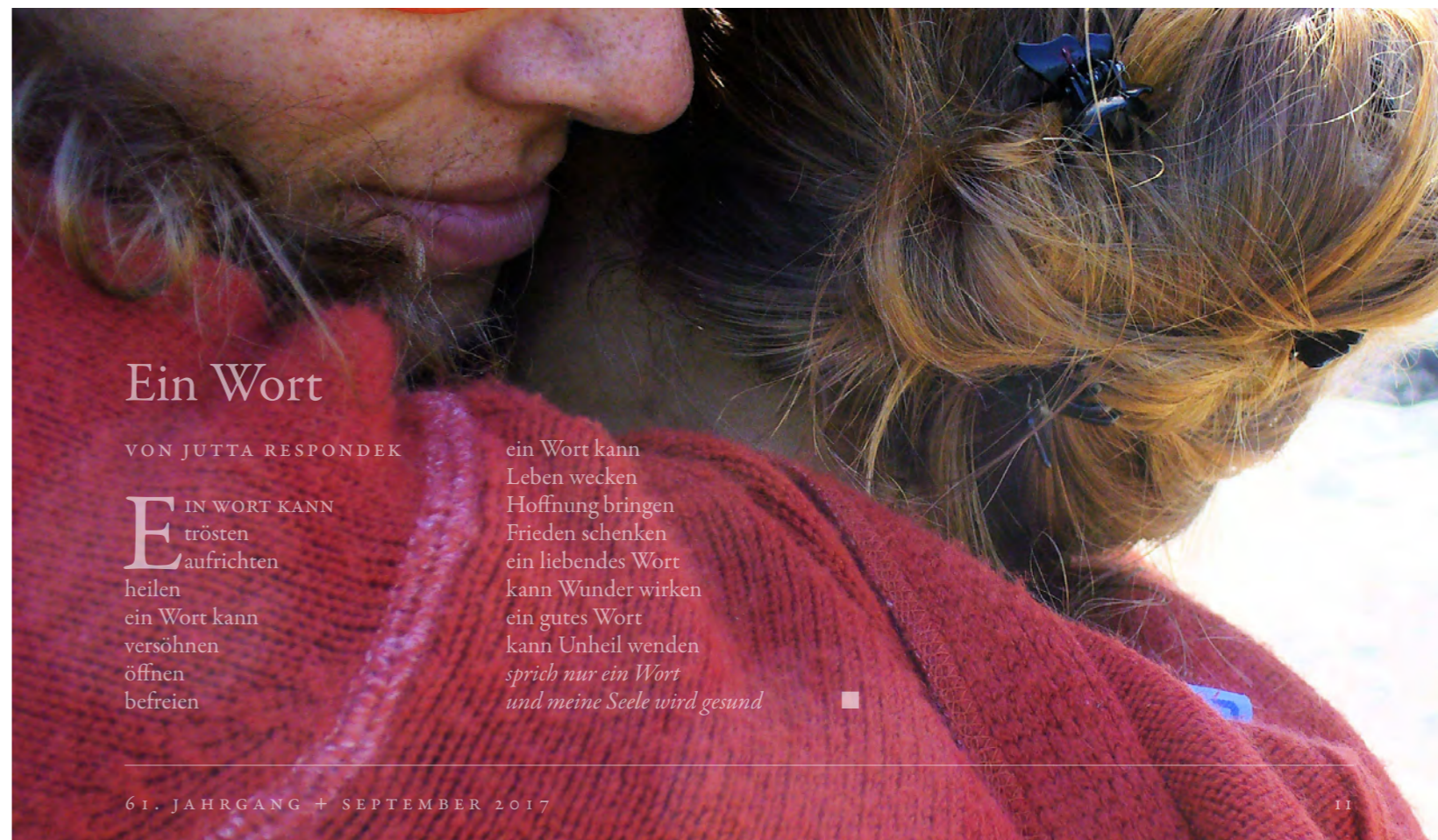
Noch während ich darüber nachdachte und mit mir rang, lief mir zu meinem Schrecken ebendieser Nachbar über den Weg. Ich war schon in unserer Straße, kurz vor unserem Haus. Unausweichlich gingen wir aufeinander zu. Mein Herz stockte. Was sollte ich machen? Kehrt machen ging ja wohl nicht. Lange überlegen auch nicht. Das sollte wohl so kommen, fuhr es mir durch den Sinn. Ich zögerte kurz, nickte ihm unsicher zu und grüßte ihn.

Zu meiner Überraschung blickte er mich an, grüßte zurück und wünschte mir einen schönen Abend. ■

➔ *Nach Matthäus 5,23-24*

Foto: Sampo Pihlainen, „HUG“, Flickr

Foto: cernatosaurri, „Metamorphoses; one.thirty-one.ten“, Flickr



Ein Wort

VON JUTTA RESPONDEK

EIN WORT KANN trösten
aufrichten
heilen
ein Wort kann versöhnen
öffnen
befreien

ein Wort kann Leben wecken
Hoffnung bringen
Frieden schenken
ein liebendes Wort kann Wunder wirken
ein gutes Wort kann Unheil wenden
sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund ■



Ein Herz und eine Seele? – Oder doch nur ein „Ertragt einander“?

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Gemeinde und Versöhnung als Daueraufgabe

VON RAIMUND HEIDRICH

An diesem kirchlichen Hochfest strömten viele Menschen zur Kirche. Es dauerte, bis sich endlich im großen Kirchenscheff stand. Dort aber bot sich mir ein verwirrendes Bild. Die Kirche war trotz des großen Andrangs von außen hier im Inneren nur ganz spärlich besetzt. Die Menschen, die nach vorn strebten, schauten nach oben, hielten kurz inne und verschwanden dann ganz schnell links oder rechts durch die Seitenausgänge. Jetzt erst sah ich das Transparent, das durch den Raum gespannt war. Dort stand in großen Buchstaben geschrieben: „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe!“ So sagt es Jesus in der Bergpredigt bei Matthäus im 5. Kapitel, Verse 23 und 24.

WAREN DIE ERSTEN Christen tatsächlich „ein Herz und eine Seele“ (Apostelgeschichte 4,32)? Schon Lukas, dem wir diesen Text verdanken, erzählt sehr bald auch von erheblichen Spannungen und Verwerfungen in der Urgemeinde (zum Beispiel Apg 5,1-11). Das „Ein Herz und eine Seele“ ist also nie einfach die ganze Wirklichkeit gewesen, aber eine Zielnorm schon.

Vielleicht ist Paulus der Wirklichkeit näher, wenn er im Epheserbrief schreibt: „Ertragt einander in Liebe“ (Eph 4,2). Er weiß auch, dass es oft um Leitfiguren und Macht geht: Wer hat den Vorrang: Petrus, Paulus oder Apollon? Er mahnt die Anhänger der unterschiedlichen Richtungen, über den Leitfiguren nicht die einzige Mitte aller Christen zu vergessen, nämlich Christus allein (1 Kor 1,10-17)!

Wenn wir auch heute in unseren Gemeinden Konflikte erleben,

ist das also nicht verwunderlich. Wo unterschiedliche Menschen zusammenkommen, unterschiedlicher Herkunft, Bildung und bisheriger religiöser Praxis, dauert es zunächst, bis Verständnis und gegenseitiges Vertrauen gewachsen sind. Manchmal ist der Annäherungsprozess auch mit Streit und Auseinandersetzung verbunden. Nicht die Tatsache, dass es Konflikte in Gemeinden geben kann, ist das Problem, sondern wie wir damit umgehen.

Ursachen für Konflikte in Gemeinden

Bei neugegründeten Gemeinden schälen sich oft „Gründerpersönlichkeiten“ heraus, die das Vertrauen vieler gewinnen, in verantwortliche Positionen der Gemeinde gewählt werden und so das Leben der Gemeinde auf viele Jahre bestimmen. Dabei kann es passieren, dass andere Gemeindeglieder mit ihren Talenten nicht genügend wahrgenommen und an den Rand gedrängt werden. Einige ziehen sich vielleicht auf Zeit oder sogar auf Dauer in die innere Emigration

zurück oder treten letztlich wieder aus der Kirche aus. Die Austrittszahlen von 2015 (136 Austritte) und 2016 (96 Austritte) machen traurig und geben zu denken. Anders ist die Lage in etablierten Gemeinden, wenn neu eingetretene Mitglieder nicht wirklich willkommen sind und eher als Störenfriede des Status quo gelten. Vielleicht fürchten langjährige Mitglieder, an Macht und Einfluss zu verlieren.

Schwelende Konflikte können Gemeinden schwer zusetzen. Andreas Krebs und Dirk Kranz haben vor einigen Jahren dieses Konfliktfeld soziologisch bearbeitet (Mitgliedschaftsstudie der Alt-Katholischen Kirche 2011). Vielleicht will die neu gewählte Pfarrerin oder der neue Pfarrer die jeweilige Gemeinde nach den eigenen Vorstellungen nachhaltig prägen, ohne ausreichend die Gemeinde und den Kirchenvorstand zu beteiligen und mit allen einen gemeinsamen Weg zu finden.

Auch der Generationenunterschied kann zu einem echten Generationskonflikt führen, wie Pfarrvikar Sebastian Watzek aus Berlin es in *Christen heute* vom Mai 2017, Seite 13-15, anschaulich geschildert hat. Bei innergemeindlichen Konflikten kann es um unterschiedliche liturgische Auffassungen oder um unterschiedliche Glaubenstraditionen gehen. Damit der Streit nicht zur Zerstrittenheit in der Gemeinde eskaliert, sondern gute Lösungen erreicht werden, müssen fundamentale Aspekte beachtet werden.

Wie vorgehen?

Das Kirchenrecht ist unbedingt einzuhalten. Bevor Beschlüsse gefasst werden, sollten sich alle Beteiligten sachlich informieren und eingehend diskutieren. Und sollten Beschlüsse diese Beschlüsse auch tatsächlich kontrolliert durchgeführt werden. Konventionen sind nicht etwa lästiger bürgerlicher Ballast, sondern wichtige Voraussetzung für eine gute Zusammenarbeit. Höflichkeitsregeln zum Beispiel schaffen eine respekt- und vertrauensvolle Atmosphäre. Briefe zu beantworten und auf E-Mails und Anrufe zu reagieren sollte selbstverständlich sein.

Aber zu einer echten Streitkultur gehört mehr: Reden ist immer besser als dauerhaftes Schweigen und Verdrängen. Ignaz von Döllinger hat seinerzeit gerade bedauert, dass seine römisch-katholischen Gegner jeglichen Dialog verweigert haben (so Hubert Huppertz in *Christen heute* vom Mai 2017, Seite 9). So können natürlich keine Klärung und keine Versöhnung stattfinden. Reden um jeden Preis kann aber nicht die Lösung sein. Ein bloßer Schlagabtausch, der leicht zu Verletzungen und in Sackgassen führt, hilft nicht weiter. Ein echter Dialog wird auf faire Weise, im gegenseitigen Respekt und argumentativ geführt.

Was aber, wenn das gegenseitige Vertrauen der Konfliktpartner so gestört ist, dass sie einen Dialog gar nicht erst aufzunehmen wagen? Eine dritte, neutrale Person kann dann helfen. Schon in unseren Schulen werden ausgebildete *Streitschlichter* aus der Schülerschaft aktiv, um Konflikte zwischen Schülern friedlich und sachgerecht zu schlichten. Vielleicht reicht es bei uns Erwachsenen ja schon aus, wenn eine dritte Person bei dem konfliktgeladenen Gespräch anwesend ist und sich als *Moderatorin* oder *Moderator* einbringt. Schon lange gibt es außerdem das außergerichtliche Institut der Schiedsfrauen und Schiedsmänner, die gerade Konflikte im unmittelbar menschlichen Bereich (zum Beispiel Nachbarschaften) oft erfolgreich klären. Moderne Verfahren der *Mediation* versuchen ebenfalls, die Konfliktparteien in Ruhe zu Wort kommen zu lassen und einvernehmliche Lösungen gemeinsam zu erarbeiten. Mediatorinnen und Mediatoren brauchen dazu eine besondere Ausbildung, um sich das nötige sozialpsychologische Fachwissen anzueignen und praktisch einzuüben.

Ein System der Mediation schaffen!

Wie gesagt: Dass es in unserer Kirche Konflikte gibt, wie in allen Kirchen mehr oder weniger auch, ist nicht das Problem, sondern wie wir menschlich und sachlich damit umgehen. Hilfreich wäre es, wenn das Bistum für Konfliktfälle ein klar definiertes, transparentes

Mediationssystem vorhalten würde, das früh aktiviert werden kann, um Eskalationen möglichst zu verhindern und beidseitig akzeptierte Lösungen zu ermöglichen. Das Mediationsverfahren müsste allen offenstehen. Verpflichtend sollte es aber für den haupt- und ehrenamtlichen Klerus sein und Mitgliedern der Kirchenvorstände empfohlen werden. Denn sie sind in besonderer Weise verantwortlich, dass der Gesprächsfaden in den Gemeinden nicht abreißt, sondern immer wieder neu geknüpft wird. Letztlich aber geht es darum, dass wir uns alle als „Pontifices“ verstehen dürfen, als „Brückenbauer“.

Es wäre daher wichtig, wenn die nächste Synode sich diesem Thema stellt und ein solches bistumweites Mediationssystem einrichtet, das dem Ausgleich und dem Zusammenhalt aller im Bistum dient. Dabei könnte auch das Beschwerdemanagement im römisch-katholischen Bistum Münster unter der Leitung von Prof. Dr. Reinhild Ahlers Anregungen und Impulse geben.

Die Vision einer konfliktfreien Gemeinde ist sicherlich nicht nur illusorisch, sondern auch nicht wünschenswert. Wir brauchen ja Lebendigkeit in unseren Gemeinden, und die kann manchmal auch zu Konflikten führen. Damit diese Auseinandersetzungen aber fruchtbar sind und nicht zerstörerisch, braucht es eine faire, transparente, konsensorientierte Strategie und Praxis. Dann werden wir auch dem Anspruch des Paulus gerecht: „Ertragt einander in Liebe“ (Eph 4,2). Dann ist der liturgische Friedensgruß im Gottesdienst kein Ablenkungsmanöver, sondern eine echte und ernst gemeinte Gabe und auch zugleich Aufgabe für uns alle.

Nachtrag: Seit einiger Zeit wird im Bistum ein geregeltes Verfahren vorgehalten, um Streitigkeiten unter Geistlichen zu klären und zu schlichten. Vielleicht kann man dieses Verfahren im Bedarfsfall allen Mitgliedern unserer Kirche anbieten. ■

→ Der Autor kann unter cr.heidrich@web.de kontaktiert werden.



Versöhnung mit dem Bösen ist möglich



Eine Herausforderung

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

CHRISTL LIEBEN IST EINE BEMERKENSWERTE Frau, die den Dingen gern auf den Grund geht. Vor allem das Böse beschäftigt die 80-jährige österreichische Psychotherapeutin. Sie wusste immer um ihre böse Seite, wie sie sagt. Und angesichts des Bösen in der Welt, das nicht zuletzt durch den IS – den sogenannten Islamischen Staat – immer wieder unseren Umgang damit herausfordert, hat sie sich noch im hohen Alter auf eine Recherchereise begeben. Sie sprach mit Opfern und Tätern. Den einen wurde, wie in Ruanda, durch Mord die ganze Familie ausgelöscht. Andere sind Mörder. Für viele der Opfer gab es nur den Weg der Versöhnung. Und manche Täter, mit denen sie gesprochen hat, kamen erst durch die „Katastrophe – die Umwendung“ (nach dem Bild der altgriechischen Wagenlenker, die in einer Ellipse fahren) zu einer Aussöhnung mit dem Leben.

Täter und Mensch

Ausgehend von der These: „Wir alle sind aus der Liebe der Schöpfung entstanden und die Menschen, die Böses tun, haben vergessen, wie sehr sie geliebt sind“ schlägt Christl Lieben einen neuen Umgang mit dem Bösen vor: den Menschen, Täter, als Menschen sehen, der eine menschliche Seite hat. Diesen Weg schildert sie in ihrem Buch „Im Anlitz des Bösen. Ich weinte die Tränen der Mörder und fand das Licht“ (Scorpio-Verlag).

Immer wieder fragt sie sich selbst, ob sie naiv sei. Zum Beispiel, wenn sie meint, dass jeder Mensch als guter Mensch geboren wird und ein Täter ein Mensch in großer Not ist. Oder wenn sie, ausgehend vom kollektiven Unbewussten, wie es C. G. Jung formuliert hat, die These vertritt, dass der IS als „dunkler Bruder“ nicht unser Feind sei, sondern die abgespaltenen Schattenseiten der Gesellschaft ausagiere, um das Gesamtbewusstsein im Gleichgewicht zu halten.

In ihren Gesprächen mit Priestern und Militärgeneralen hat sie sich auch manchen Zahn ziehen lassen. Zum Beispiel erwidert ihr der amerikanische Vier-Sterne-General Wesley Clark auf diese These: „Du musst die Dinge klar auseinander halten. Es ist nicht notwendig, hinzunehmen und zu akzeptieren. Menschen kann geholfen werden. Staaten sind keine Menschen... Wenn sie dir Böses tun, bist du nicht aufgefordert, ihnen die andere Wange hinzuhalten.“ Gleichzeitig bekennt er seine Sichtweise: „Wir sind alle eins. [...] Es ist die Welt, die uns voneinander getrennt scheinen lässt. Aber wir müssen unterscheiden zwischen der Menschheit und den Regierungen.“ Christl Lieben bleibt hartnäckig. „Sie haben am Beginn unseres Gespräches gesagt, dass kein Mensch nur böse ist, jeder hat auch gute Seiten in sich. [...] Könnten Sie sich vorstellen, den Islamischen Staat auf dieselbe Weise zu sehen, diese Leute so zu behandeln, als hätten sie auch gute Seiten? Vielleicht wäre das eine Möglichkeit, dass der Islamische Staat lernt, anders zu agieren, weil er mit anderen Augen gesehen wird?“ Der General jedoch warnt davor, Staaten

eine Persönlichkeit zuzuschreiben. Sie reagierten gewohnheitsmäßig rational, bürokratisch und politisch.

Fünf Türen

Pater Ubald ist ein Tutsi aus Ruanda, dem im Genozid die ganze Familie ermordet wurde. Dennoch kehrte er nach der Flucht zu seiner Gemeinde zurück und machte mit ihren Mitgliedern Rituale zur Versöhnung nach einer alten ruandischen Tradition, einer Gerichtsbarkeit, deren Ziel Versöhnung und dadurch der Erhalt des sozialen Systems ist. Statt Bestrafung werden traditionelle Versöhnungsrituale angeordnet. Christl Lieben benennt an dieser Stelle fünf Türen, die „darauf warten, von uns geöffnet zu werden“, damit sich Herzen für Vergebung und Versöhnung öffnen können: „Die erste Tür öffnen wir für den Glauben bzw. das Vertrauen. Die zweite Tür öffnen wir für die Bereitschaft zu vergeben. Die dritte Tür öffnen wir, um die zerstörerischen Kräfte in uns loszulassen: Angst, Depression und Egoismus. Die vierte Tür öffnen wir für die Entscheidung für ein neues Leben. Die fünfte Tür öffnen wir für unsere Bereitschaft, Segen, Liebe und Heilung anzunehmen. So arbeitet er [Pater Ubald, *Anm. d. Red.*] mit Opfern und Tätern, mit durchschlagendem Erfolg.“

Vom Erleiden zum Tun

Christl Lieben spürt tiefen Impulsen dieser Thematik nach, die in unserer Gesellschaft einem Denkverbot unterliegen. So offenbart sie dem evangelischen Pfarrer Markus Fellingner in einem Gespräch, das er mit Jesaja 45 eröffnet („Ich bin der Herr und sonst niemand. Ich erschaffe das Licht und mache das Dunkel. Ich bewirke das Heil und erschaffe das Unheil. Ich bin der Herr, der das alles vollbringt“): „Mich quält etwas schon lange: Ich habe in mir eine ganz tiefe Überzeugung, die nicht aus mir kommt. Ich habe sie angenommen, weil sie für mich stimmt. Sie ist Inhalt vieler Denksysteme und auch Teil der hawaiianischen Naturphilosophie Ho'oponopono, die mir sehr wichtig ist. Diese Überzeugung sagt, wir sind für alles verantwortlich, was wir erleben, weil unser innerstes Wissen den Schicksalsweg, der vor uns liegt, gewählt hat und bejaht.“

Daher hat sie eine große Angst, Menschen zu verletzen und empfindet es als Blasphemie, wenn sie diesen Gedanken ausweitet auf den Holocaust. Das Gespräch entwickelt sich hin auf den Opfertod Jesu am Kreuz, bei dem beide zu der Sichtweise gelangen, dass Jesus alles getan hat, sein Schicksal zu erfüllen, also Täter und nicht Opfer war. Christl Lieben sieht es so: Durch seine Bejahung wurde er vom

Opfer zum Täter – im Sinne einer Selbstverantwortung. Eigentlich führt er uns genau das vor, was diese Denksysteme postulieren und was auch ich meine zu ahnen. In der Tiefe eines Opferdaseins lebt ein Täter, denn wenn ein Opfer sich aufrichtet, wird es zum Täter, zum Vollzieher seines eigenen Schicksals. [...] Es ist im Resultat ein Opfer, aber nicht in der Haltung.“ Markus Fellingner formuliert es als die Würde im letzten Gang, die bleibt. Aber dies auf Holocaust-Opfer anzuwenden, die in die Gaskammern gingen, dafür könnte er das Wort Verantwortung nicht verwenden.

Sie reden weiter. Christl Lieben: „Vielleicht bin ich wie ein Kind, das die Welt gern in Ordnung hätte. Etwas in mir wehrt sich gegen so viel sinnloses Leid.“ [...] Fellingner: „Es ist eine Sehnsucht nach Gott, die über all diesem Wahnsinn steht.“ Lieben: „Ich habe das Bewusstsein der allgegenwärtigen Liebe ganz stark und ich habe ganz tief das Gefühl, dass all diese Schrecknisse in dieser Liebe geborgen und von ihr getragen sind. [...] Die Täter dieser Erde haben vergessen, dass sie aus dieser Liebe entstanden und – gleichgültig, was sie tun – von ihr gehalten sind. All das Erleben zwischen Täter und Opfer ist von der Liebe begleitet.“ (So hat sie es in ihren systemischen Aufstellungen für ihre Klienten erlebt.) „Aber vielleicht wehre ich mich dagegen, dass diese Liebe Sinnlosigkeiten mitträgt.“

Vielleicht aber umfasse diese Liebe auch die Sinnlosigkeit des Weltgeschehens mit. In der Nachbereitung dieses Gesprächs fragt sie: „Kann es sein, dass alle Konflikte und Kriege der Geschichte immer schon Lern- und Integrationsangebote von der kollektiven Intelligenz waren und dass wir Menschen es nie begriffen haben? ... dann gäbe es tatsächlich einen mächtigen Sinn hinter allem Entsetzen, der von der Liebe zum anderen, zum Gegenüber, zum Fremden getragen ist.“

In ihren Gesprächen mit Mördern bestätigt sich die These, dass sich diese Täter nie geliebt gefühlt haben und an dieser Lieblosigkeit verzweifeln. Ihre Taten waren oftmals ein unbewusster Schritt zum Wendepunkt – die Katastrophe. Liebens Erkenntnis lautet: „Wir alle sind die Täter. Wir alle sind die Opfer.“

Woran Lieben mit ihren Erforschungen liegt, ist nicht die Verniedlichung des Bösen. „Es geht darum, dem Bösen mit Sachlichkeit und Respekt zu begegnen. Das müsste sich in der Gerichtsbarkeit, im Umgang mit Straftätern, in der Berichterstattung und in einer veränderten kollektiven Haltung dem „Feind“ gegenüber zeigen. Ausgeschlossenes sollte integriert werden, Hintergründe von destruktiven Geschehnissen sollten erforscht und berücksichtigt werden.“

Dies ist der wundersame Erkenntnisweg einer weisen Visionärin. ■



Foto: Kalle Gustafsson, „Demon Mask I“, Flickr (bearbeitet durch John Grantham)



Der Sündenbock

VON JUTTA RESPONDEK

ich war es nicht
ihr könnt mir nichts anhängen
ich bin unschuldig
der andere war's
der ist verantwortlich
der ist schuldig

der muss die Konsequenzen ziehen
der muss gehen
der muss uns aus den Augen
dann sind alle zufrieden
dann ist die Welt wieder in Ordnung
dann ist alles wieder gut



Weidenberg

Fahrt nach Gablonz

ZU EINER GANZ BESONDEREN GEMEINDEFAHRT brachen 16 Personen aus der Gemeinde Weidenberg Ende April auf, einer Reise in die Vergangenheit: Es ging in die Gegend von Gablonz, aus der einige der Gemeindemitglieder kommen, zunächst nach Antoniwald, wo übernachtet wurde.

Am kommenden Tag brach ein Teil der Teilnehmer zu einer Wanderung im Isergebirge auf. Der andere Teil ließ sich von Verwandtschaft, die in der alten Heimat geblieben war, zeigen, was sich in den letzten Jahren verändert hatte. Geschichte und Geschichten standen hier im Mittelpunkt. Beide Gruppen trafen sich am Nachmittag zu einer gemeinsamen Einkehr.

Am Sonntag lud die alt-katholische Gemeinde zum Gottesdienst in die Kirche nach Dessendorf ein. Anschließend kamen Besucher und Gastgeber miteinander ins Gespräch, das oft innerlich berührte, weil es eben doch auch die eigene Geschichte betraf. Da Walpurgifest war, bekam die Reisegruppe auch die Gelegenheit, den Tag mit Fest und Feuerwerk ausklingen zu lassen. Am 1. Mai ging es mit vielen Eindrücken und dankbar für das gute Gelingen wieder Richtung „neuer“ Heimat.

Bonn

Gastvortrag von Prof. Dr. Magnus Striet

WIE KANN – AUCH ANGESICHTS DER „KATASTROPHE“ der menschlichen Geschichte, die „unablässig Trümmer auf Trümmer häuft“ (Walter Benjamin) – heute noch glaubwürdig von Gott gesprochen werden? Kaum eine Theologin, kaum ein Theologe unserer Tage stellt sich dieser Frage so radikal wie Magnus Striet, Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau. Bei diesem Gastvortrag zum Thema „Im Abgrund Gottes. Über Zweifeln und Glauben“ wird er auf Einladung des Alt-Katholischen Seminars einige seiner zentralen Thesen zur Diskussion stellen. Der Vortrag findet am 20. Oktober 2017 um 15 Uhr c. t. im Hörsaal 8 des Hauptgebäudes der Universität Bonn (Regina-Pacis-Weg 3) statt. Dazu herzliche Einladung!



Kaufbeuren

Porta patet – magis Cor

DIESER SATZ, DEN DER HEILIGE AUGUSTINUS AN einen Freund in Not schrieb („die Tür steht offen, mehr noch das Herz“), diesen Satz könnte man als Überschrift nehmen für den Taufgottesdienst von Julia Magdalena Laporte und das sich anschließende Gemeindefest im Pfarrgarten, beide musikalisch gestaltet vom Gitarrenensemble der Jugend und Erwachsenen (Musikschule Kaufbeuren), unter der Leitung von Marlies Sigrist-Kleiner. Die Mutter des Täuflings wurde mit einem Hochzeitsantrag ihres Partners überrascht, was dem Gottesdienst und der Taufe eine besondere Note verlieh. Gott sei Dank hielt das Wetter nicht das, was Meteorologen verheißten hatten, und so konnten die Feiernden einen gemütlichen Sonntagnachmittag unter dem schattigen Kastanienbaum genießen.

Soeben erschienen

Internationale Kirchliche Zeitschrift 107 (2017), Heft 2

WIE WIRD GLAUBE IN KIRCHEN GEMEISSELT und gemauert, wie wird er unterwiesen und vermittelt an Junge und Alte, durch Seelsorge, Katechese, Mystagogie und andere Formen der Einweihung und Unterweisung? Das soeben erschienene Heft enthält die Beiträge und Workshops der 44. Internationalen Alt-Katholischen Theologenkonzferenz 2016 zum Thema „Den Glauben weitergeben“, u. a. Artikel von Albert Gerhards und Mattijs Ploeger und Kurzbeiträge von Anja Goller, Thomas Walter, Oliver Kaiser, Lothar Haag, Florian Bosch. Mehr Infos unter der Web-Adresse www.ikz.unibe.ch.

Alt-katholisches Seminar Bonn

Veranstaltungen im Wintersemester 2017/18

INTERESSIERTE SIND ZU FOLGENDEN BLOCKSEMINAREN am Alt-Katholischen Seminar in Bonn herzlich eingeladen: Unter dem Titel „Was ist das: ‚alt-katholisch‘?“ führt Prof. Dr. Andreas Krebs in die Grundlagen alt-katholischer Theologie und Geschichte ein (24./25. Oktober und 14./15. November). Dass Ökumene ein Ausdruck von Katholizität ist, macht die Veranstaltung

Slawonien

Firmung in Šaptinovci

VON GEORG SPINDLER

WEIT IM OSTEN KROATIENS, IN DER LANDSCHAFT Baranja, liegt das Dorf Šaptinovci. Eine Besonderheit dieses Dorfes ist, dass von den etwa 550 Einwohnern des Dorfes über dreihundert alt-katholisch sind. Dort, im hügeligen Ostslawonien, ist ein kleiner Rest der einstmalig so großen Alt-Katholischen Kirche Kroatiens erhalten geblieben, die um das Jahr 1925 etwa hunderttausend Mitglieder in 46 Pfarreien zählte und damit die größte Kirche der Utrechter Union war. Dem faschistischen Ustaša-Staat ist es dann im 2. Weltkrieg, übrigens in enger Zusammenarbeit mit der damaligen römisch-katholischen Kirchenleitung, gelungen, die Alt-Katholische Kirche so gründlich zu zerstören, dass nur etwa ein Prozent ihres Bestandes erhalten geblieben ist.

Heute gibt es in ganz Kroatien nicht einmal tausend Alt-Katholiken, die von drei Priestern betreut werden. Zwei Pfarreien gibt es in Zagreb und eine in Šaptinovci. Auch in Osijek und Slavonski Brod gibt es jeweils kleine Gruppen.

Anfang Juli 2017 war ich wieder mit Bischof John Okoro in Slawonien unterwegs. Vorher machten wir in Zagreb eine Zwischenstation, wo wir mit einer kleinen Gemeinde Gottesdienst feierten und dann noch einige klärende Gespräche führen mussten.

Sechzehn Firmlinge warteten in Šaptinovci auf uns, um von Bischof John gefirmt zu werden. Wie schon so oft erlebten wir auch diesmal, wie sehr in Šaptinovci die Kirche von der ganzen Einwohnerschaft getragen ist.

Pfarrer Stjepan Topolski erwartete uns bereits, die Kirche war festlich geschmückt, in der Kirche probte schon der Chor, die Firmlinge trafen nach und nach ein, um sich mit dem Bischof bekannt zu machen, und ich hatte eine Menge Gespräche zu übersetzen, wollte doch jeder gerne ein Paar Worte mit dem Bischof wechseln, den sie in den Jahren seines Wirkens ins Herz geschlossen haben.

Die Kirche platzte am Sonntag aus allen Nähten, ein für westliche Alt-Katholiken ungewohntes Erlebnis. Die Firmung selbst fand bei strahlendem Sonnenschein vor der Kirche statt. Ungewohnt ist aber auch der tridentinische

„Die Ökumenischen Beziehungen der Utrechter Union“ deutlich (29./30. November und 23./24. Januar). Zum christlich-jüdischen Dialog leitet Prof. Dr. Günter Eßer eine „Einführung in Geschichte und Gegenwart des Judentums“ (17./18. November und 12./13. Januar); Dipl. theol. Anne Hensmann-Eßer vertieft „Geschichte und Fragen des christlich-jüdischen Verhältnisses“ (8./9. Dezember und 26./27. Januar).

Die genauen Zeitangaben, den Veranstaltungsort in Bonn, Hinweise zur Anmeldung und weitere Informationen finden Sie unter www.ak-seminar.de oder infoak@uni-bonn.de.

Ritus, der in Šaptinovci gepflegt wird. Zwar wird der Gottesdienst in kroatischer Sprache gefeiert, aber eben doch „im alten Ritus“. Für mich war diese Fahrt übrigens ein Jubiläum: Seit zehn Jahren fahre ich als Dolmetscher mit dem jeweils zuständigen Bischof nach Kroatien und Bosnien.

Darko Mejaški, der Pfarrer von Zagreb, und Mario Čengić, ein weiterer Priester, waren mit uns gekommen, um die Firmung mitzufeiern. So war also bei dieser Feier der gesamte kroatische Klerus um Bischof John versammelt, der von seinem Diakon unterstützt wurde – ein absolut altkirchliches Bild!

Am 8. Oktober feiert diese lebendige Gemeinde übrigens ihr neunzigjähriges Bestehen und Pfarrer Stjepan Topolski sein fünfundvierzigjähriges Priesterjubiläum. Als Zweiundzwanzigjähriger wurde er zum Priester ordiniert und gleich danach zum Pfarrer von Šaptinovci installiert. Ebenso lange ist er auch mit seiner Frau Pavica verheiratet. Diesem Priester ist es gelungen, seine Gemeinde durch alle Stürme der bewegten Geschichte zu führen und sie zu erhalten.

Gäste sind in Šaptinovci immer willkommen. Es wäre schön, wenn möglichst viele kommen könnten, um mit dieser aktiven und lebenswerten Gemeinde ihren Geburtstag zu feiern. Infos gibt es bei mir (georgspindler1@gmx.de). Es lohnt sich, denn in diesem Dorf gibt es eine Menge zu lernen.



Georg Spindler ist Diakon in der Gemeinde Rosenheim



Regensburg

Versöhnung mit der eigenen Lebensgeschichte

VON DANIEL SAAM

SO KÖNNTE MAN DEN GOTTESDIENST ÜBERSCHREIBEN, der am Sonntag, den 16. Juli in Regensburg stattfand. Adolf Witte kam vor über 40 Jahren als Ordensmann nach Regensburg, um an der hiesigen theologischen Fakultät zu promovieren. Hier lernte er seine spätere Frau Barbara kennen, und es wurde ihm klar, dass er die Ehelosigkeit im Orden nicht länger leben konnte und wollte. Die einzige Möglichkeit, auch kirchlich getraut zu werden, bestand in der Laisierung – der Entbindung also von allen Rechten und Pflichten eines römisch-katholischen Priesters. Die Liebe wurde zum Grund für ein über vierzig Jahre währendes Berufsverbot, das letztlich zu einer gewissen Entfremdung gegenüber der Römisch-Katholischen Kirche führte.

Mit dem Eintritt in den Ruhestand begannen Barbara und Adolf Witte ihre Suche nach einer Gemeinde, in der sie sich wohl und angenommen fühlen konnten, und fanden unsere Gemeinde in Regensburg. Ein Gewinn für beide Seiten. Mit der Zulassung zu geistlichen Amtshandlungen in unserer Kirche endete nun am 16. Juli auch sein Berufsverbot als katholischer Priester.

Pfarrer Daniel Saam begrüßte zu Beginn des Gottesdienstes den Nachprimizianten, dankte ihm für seine Bereitschaft, sich nun als Geistlicher im Ehrenamt in der Gemeinde zu engagieren, und bat ihn, den Vorsitz in der Eucharistiefeier zu übernehmen. In seiner Predigt über das Evangelium vom Sturm auf dem See (Mk 4,35–41) legte Adolf Witte sein Bibelverständnis dar und ermutigte dazu,



Adolf Witte, Priester im Ehrenamt, bei der Begrüßung der Mitfeiernden im Gottesdienst

nicht nach der Wahrheit der Erzählung zu fragen, sondern die Wahrheit für uns in der Erzählung zu suchen.

Im Anschluss an den Gottesdienst lud das Ehepaar Witte alle zu einem kleinen Empfang in das Gemeindehaus ein, bei dem Gemeindeglieder, die Familie und Weggefährten von Barbara und Adolf Witte miteinander ins Gespräch kommen konnten. Die Gemeinde Regensburg ist sehr dankbar für das Engagement unseres neuen Geistlichen im Ehrenamt, das machte der zweite Vorsitzende des Kirchenvorstands, Hans-Peter Landsmann, in seinem Grußwort deutlich. Manchmal dauert es lange Jahre, bis sich ein Kreis im Leben schließt. Umso schöner ist es, wenn man dabei sein darf. ■

Augsburg

Sommerfest

VON MARIANNE HOLLATZ

HEISS WAR ES, ZU HEISS, WIE SO OFT IN diesem Sommer. Am Morgen, als die vielen Bänke und Tische zu schleppen und die Zelte aufzustellen waren, wehte noch ein arbeitsfreundliches leichtes Lüftchen. Aber dann das Kommando: Die Bücherkisten kommen schon jetzt raus! Alle Männer beschäftigt, keiner zum Tragen da. Wie vom Himmel geschickt joggen da drei junge kräftige Männer vorbei, eine kurze Bitte, ein Kopfnicken, und im Handumdrehen waren die unendlich vielen Bücherkisten unter die beiden Zelte geschleppt. Also in diesem Jahr anstelle einer Tombola ein Bücherflohmarkt, damit Geld für den Kirchturm zusammenkommt. Ich hätte gar nicht gedacht, dass es bei unseren Gemeindegliedern zu Hause so viele Meter Bücherregale gibt, die jetzt leergeräumt sind und Platz für neue Bücher bieten. Schade, dass wir die Menge der Bücher nicht gezählt haben! Unser

Kirchturm ist jedenfalls durch die Spenden für die Bücher wieder ein Stück höher geworden.

Der Ablauf des Sommerfestes ist schon routiniert: Freundliche Blumensträuße auf den Tischen, Mengen von Salaten und Kuchen, meterweise Bratwürste und Grillfleisch sowie gut gekühlte Getränke. Natürlich etwas für die Kultur: Um halb zwei war in der Kirche der Posaunenchor Westheim nicht zu überhören, Ilse Kerler (Sopran) und Corinna Graßl-Roth (Mezzosopran), deren klare Stimmen so wunderbar miteinander harmonieren, mit Liedern von Mendelssohn Bartholdy. Es war ein Genuss, ihnen zuzuhören.

Nachmittags rollte ein ganzer Bus mit Besuchern an, die auf einer Rundfahrt die Textile Kunst von Andrea Dresely angeschaut hatten. Unsere Apostelin-Junia-Kirche war die letzte Station. Seit vielen Wochen hingen in der Kirche vier große unifarbene Wandteppiche und ein mehrfarbiger, draußen fügten sich zwei Installationen so harmonisch in die Außenfassaden, als ob sie eigens für diesen Platz geschaffen worden wären.

Andrea Dresely hatte ihre Wandbehänge und Installationen in sechs Kirchen verschiedener Konfessionen



ausgestellt, jeder Kirche war entsprechend ihrer Architektur eine bestimmte Farbe zugewiesen worden: Grün, Gelb, Rot, Violett und Weiß, die liturgischen Farben. In unserer Kirche vereinigten sich nun alle Farben unter dem Begriff Farbvielfalt. Was für eine Symbolik! Kommen nicht auch wir aus den unterschiedlichsten Konfessionen in unserer alt-katholischen Gemeinschaft zusammen? Aus der Vielfalt entsteht etwas Neues, eine neue Weite, im Miteinander, im Glauben, in der Kultur, in der Musik.

Die verschiedenen Kulturen, die sich zu etwas Neuem, Spannenden formen, konnten wir bei dem Konzert zur Finissage erleben: Ala & Yasar „polnisch getürkt – getürkt polnisch“. Mal pianissimo, dann wieder unglaublich kraftvoll die Stimme der jungen Frau. Ganz gebannt hörten wir zu. Zum Ende des Festes baute sich draußen, ganz wie vorhergesagt, eine schwarze Gewitterfront auf. In

großer Eile wurden die Tische, Bänke und Zelte abgebaut. Niemand freilich war zu sehen, der unsere Restbücherkisten ins Trockene retten konnte. Aber wie am Morgen beim Aufbau geschah jetzt wieder das Wunder: In Park neben der Kirche lagerten vier junge kräftige Männer. Ohne zu zögern schleppten sie bereitwillig alle Bücher ins Haus. Kaum war alles in Sicherheit, setzte der Regen ein. Fazit: Ein wunderschönes vielfältiges buntes Sommerfest!

Das Schönste zum Thema Kunst hätte ich fast vergessen: Im Gottesdienst am Vormittag haben wir mit bunten Wollfäden, die sich spontan ohne Plan als Netz verknüpften, unsere eigene textile Installation quer durch den Kirchenraum geschaffen. Kreativ ist halt jeder, nicht nur angesehene Künstlerinnen! ■

Frauendekanatsstag in Krefeld

Das Labyrinth – Der Weg zur eigenen Mitte

VON ANDREA BEHLING UND ANGELA KLEIN-KOHLHAAS

25 FRAUEN AUS DEM DEKANAT NORDRHEIN-WESTFALEN trafen sich Anfang Juli, um sich mit dem Labyrinth als Symbol für den eigenen Lebensweg zu befassen.

Angela Klein-Kohlhaas referierte zunächst in einem ersten Programmpunkt zur Geschichte dieses Symboles: Spuren sind schon seit fünftausend Jahren zu finden, und ein Labyrinth zu begehen, ist ein uraltes Ritual, dessen Ziel es ist, die eigene Mitte zu finden, um Kraft zu schöpfen für all das, was uns im Außen umgibt. Im





Laufe der Geschichte veränderten sich Form und Inhalt des Labyrinths. Der Vortrag beschäftigte sich besonders mit der klassischen Urform, deren sieben Umgänge zwei Besonderheiten ermöglichen: das endlose Wiederholen der Form als Symbol für die Weitergabe des Lebens und die Möglichkeit, sich auf einem Stück gemeinsamen Weges einer anderen Frau anzuvertrauen.

In drei Arbeitsgruppen ging es am frühen Nachmittag weiter. Zum einen wurde ein auf den Fußboden gestreutes Labyrinth auf verschiedene Arten begangen. Eine Frau, welche die Mutter symbolisierte, ging das Labyrinth zunächst alleine, verharrte in der Mitte und nahm auf dem Rückweg eine andere Frau als Tochter an die Hand, um sie ein Stück des Weges zu führen und sie dann auf ihrem weiteren Weg allein weitergehen zu lassen – in die Freiheit, selbst zu handeln. Auf ihrem Rückweg nahm sie dann ihrerseits eine junge Frau an die Hand und begleitete sie ein Stück des Wegs. So wurde das Sich-Anvertrauen an eine andere Frau und der Wechsel zwischen dem anfänglichen Geführtwerden und späteren Führen verdeutlicht.

Während der zweiten Choreografie der Labyrinth-Forscherin Li Shalima gingen acht Frauen nacheinander, jeweils mit einem Buchstaben gekennzeichnet, durch das Labyrinth. Erst als alle acht im Labyrinth waren, wurde während einer einzigen Runde das Wort *Harmonie* lesbar – wie so oft auch im richtigen Leben eine kostbarere, kürzere Moment.

In einer anderen Gruppe sprach Hilde Freihoff mit den Teilnehmenden über das *Vater unser* in aramäischer Sprache; der Sprache, in der Jesus lehrte. Es ging darum, die ursprüngliche Gestalt des Gebetes zu ergründen und sich der Vielfalt der aramäischen Sprache zu nähern.

Die dritte Gruppe von Frauen übte sich unter Leitung von Anja Lauf darin, selbst ein Labyrinth zu konstruieren,



Weidenberg

Patronatsfest

FÜR DIE WEIDENBERGER GEMEINDE IST PETER und Paul immer etwas Besonderes, es ist nämlich das Patronat der Gemeinde. In diesem Jahr war es jedoch ganz besonders! Als Festprediger hatte Pfarrer Hans-Jürgen Pöschl seinen Vorgänger in Weidenberg, Pfarrer Gerhard Ruisch aus Freiburg eingeladen. 16 Jahre,

um dieses dann mit wetterfester Farbe auf einen Stein aufzubringen.

Im weiteren Verlauf schauten sich die Beteiligten einen Film über die Organisation *medica mondiale* an, die sich seit über 20 Jahren für Frauen einsetzt, die Opfer sexualisierter Gewalt bei Kriegen geworden sind. Neben wichtiger Lobbyarbeit bei den Vereinten Nationen leistet der Verein tatkräftig Hilfe. In 11 Ländern, unter anderem im Kosovo, Afghanistan, Irak, Kongo und Liberia, werden Frauen therapeutisch und medizinisch betreut, erhalten Rechtsbeistand und ökonomische Unterstützung. Mit Hilfe einheimischer Ärztinnen, Krankenschwestern und Sozialarbeiterinnen baut *medica mondiale* in diesen Ländern ein Netz zur Selbsthilfe auf. Viele Frauen haben nach traumatischen Erlebnissen erst durch diese Hilfe neuen Lebensmut gefunden.

Auch in Deutschland ist die Organisation aktiv. Hier werden Flüchtlingsfrauen durch Seminare qualifiziert, andere Geflüchtete in ihrer neuen Umgebung zu begleiten.

Dr. Henrika Burgener vom Frauengeschichtsverein „EUREGIA – Frauenwege zwischen Rhein und Maas e. V.“ erläuterte ausführlich die eindrucksvolle Biografie der Gründerin Dr. Monika Hauser, die neben vielen Auszeichnungen 2008 den Alternativen Nobelpreis erhielt.

Der diesjährige Frauen-Dekanatsstag wurde von Andrea Behling und Hilde Freihoff mit einem Gebet und Gesängen aus Taizé abgerundet.

Ein Dank geht an das Vorbereitungsteam, unterstützt von Lisa Schmidt, für einen bewegten Tag, der informativ, kommunikativ, tiefgründig und eindrucksvoll Spuren hinterließ. ■

von Anfang 1989 bis Ende 2004, war dieser als Pfarrer in Weidenberg. Und so gab es für viele Besucher des Gemeindefestes ein Wiedersehen nach langer Zeit. Der gemischte Chor Weidenberg und der Männerchor gestalteten den Gottesdienst musikalisch und Pfarrer Ruisch legte in seiner Predigt dar, wie ihm Peter und Paul auch in seinem heutigen Leben Vorbilder sein können.

Die Gemeindeglieder hatten wieder eine ganze Menge Kaffee und Kuchen gespendet, zusätzlich gab es Bratwurst, Steaks und Getränke, so dass für jeden Geschmack etwas dabei war und man es sich so richtig gut gehen lassen konnte. Schmankerl ganz besonderer Art gab es in diesem Jahr für die Kinder: Kirchenvorstandsmitglied Hans Neubig hatte ein kleines Karussell aufgebaut, das sich den ganzen Nachmittag keine Pause gönnen durfte; auch eine Süßigkeiten-Wurfmachine hatte er dabei, die nicht nur eine Belohnung verhielt, sondern auch Geschicklichkeit verlangte, da man nicht nur die richtige Stelle mit dem Ball treffen musste, um sie auszulösen, sondern die durch die Luft fliegende „Belohnung“ auch noch fangen musste. Nicht vergessen werden darf auch das Kinderschminken.

Am Abend griffen Thommy Gommel, Uli Schwantag, Friedlinde Ruisch und Pfarrer Hans-Jürgen Pöschl zu ihren Instrumenten, so dass der Tag in lockerer Atmosphäre und guter Stimmung ausklang. ■



Friedensstifter und Versöhner

Zwischen Midlife-Crisis im Mittelalter und Gott

Eine Betrachtung zum 600. Geburtstag von Niklaus von Flüe

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

NIKLAUS VON FLÜE, ODER „Bruder Klaus“, wie er auch genannt wird, lebte ein askömmliches Leben als Bauer und Ratsherr, genoss die Behaglichkeit, hatte zehn Kinder – und wird doch als einer der letzten großen Mystiker des Mittelalters angesehen. Seine Visionen beschäftigten die Psychologen. Er war ein Schweizer Einsiedler, Mystiker und Friedensstifter. Sein Gedenktag laut Ökumenischem Heiligenlexikon ist der 21. März (1487), sein Todestag. Geboren wurde er 1417 in Flüeli, einem Ortsteil von Sachseln im Kanton Obwalden in der Schweiz. Er gilt dort als Schutzpatron.

Niklaus, Spross einer Bauernfamilie, erbe den Hof, war relativ wohlhabend und nahm von 1440 an vier Jahre, davon eins als Offizier, am Alten Zürichkrieg teil. Schon als Jugendlicher mit einem ausgeprägten Sinn für Einsamkeit bedacht, sah

man ihn in der Schlacht mehr betend im Gebüsch als kämpfend. Nach dem Krieg, etwa im Alter von 29 Jahren, heiratete er Dorothea Wyss, mit der er zehn Kinder hatte. Er war Kantons-Ratsherr und Richter seiner Gemeinde. Höhere politische Ämter schlug er aus.

Im Alter von 50 Jahren bekam Bruder Klaus die Midlife-Crisis, oder, wie es das Ökumenische Heiligenlexikon ausdrückt, „verschärfte sich seine Suche nach dem Lebensinn“. Er widmete sich auf Anraten eines Priesters verstärkt der Betrachtung der Leiden Christi. Als sein ältester Sohn mit 20 Jahren soweit war, die Familie als Bauer versorgen zu können (Niklaus' Jüngstes war ein Jahr alt), legte er alle politischen Ämter nieder und bat Dorothea ein zweites Mal um Entlassung. Diesmal, im Jahre 1467, stimmte sie zu, was Niklaus als „große Gnade Gottes“ erlebte.

Mystiker und Friedensstifter

Er hatte viele Visionen, und sein Lebensmittelpunkt war die Betrachtung der Leiden Christi, die Eucharistie und die Dreieinigkeit.

Bruder Klaus galt allgemein bei seinen Zeitgenossen als „leutselig, mitteilend, behaglich und fröhlich“. Er schlief als Einsiedler mit Stein als Kopfkissen und lebte die letzten 19 Jahre angeblich nur von der heiligen Eucharistie und Wasser, was seine Mitmenschen beargwöhnten, so dass schließlich der Bischof kam, um dies nach einer „Untersuchung“ zu bestätigen. Aber wer sich durch Askese krank machte, den ermahnte Bruder Klaus. Kasteiung war seine Sache nicht.

Trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Visionen hatte Niklaus immer den Wunsch, am weltlichen Leben teilzunehmen. Er war Ratgeber für viele. So kam es, dass er – nach dem Historischen Lexikon der Schweiz – 1481, also mit 66 Jahren, vermittelnd am „Stanser Verkommnis“ [heißt wirklich so!] beteiligt war. Es war auf der Tagsatzung in Stans zu einem schweren Konflikt zwischen Stadt- und Landorten gekommen, es drohte der Zerfall der Eidgenossenschaft. So ging in der Nacht auf den 22. Dezember der Pfarrer von Stans, Heimo Amgrund, zu Niklaus' Einsiedelei und kam mit einem bis heute unbekanntem Rat zurück. Heimo bat die Ratsherren noch einmal zusammen und richtete die geheime Botschaft aus, woraufhin sie nur zwei Stunden später zu einer Lösung kamen. Der geschlossene Vertrag war über 300 Jahre Grundlage der Eidgenossenschaft; deshalb gilt Niklaus als Friedensstifter und Retter der Schweiz. Gefragt, was er für die größte Gabe Gottes an die Menschen hielt, gab er zur Antwort: „die Vernunft.“ Folgendes Gebet soll er täglich gebetet haben:

*Mein Herr und mein Gott, nimm alles mir, was mich hindert zu dir.
Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich führet zu dir.
Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.*





Bruder Klaus starb im Alter von 70 Jahren nach achttägigem hartem Todeskampf auf dem Boden seiner Zelle. Der damalige Generalvikar und Weihbischof Thomas Weldner von Konstanz ließ ihn in seiner Pfarrkirche von Sachseln beerdigen, was für einen Laien in ländlicher Umgebung ganz ungewöhnlich war, und ein reges Pilgerwesen setzte ein. Spätere Päpste (1649 Papst Innozenz X., dann Clemens IX.) erlaubten schließlich die liturgische Verehrung vor Ort, was einer Seligsprechung gleichkam. Aber erst 1947 erfolgte die Heiligsprechung durch Papst Pius XII. Sie wurde vielleicht auch durch ein nachdrückliches Ereignis befördert, das die Bruder-Klaus-Gesellschaft beschreibt: Am 13. Mai 1940 befürchtete die Schweiz einen Angriff von Nazi-Deutschland. Da sei über dem Ort Waldenburg eine große, hell leuchtende Hand am Himmel erschienen. Die Menschen dachten an die schützende Hand des Landespatrons Bruder Klaus und sprachen vom „Wunder von Waldenburg“. Tatsächlich blieb die Schweiz vom Krieg verschont.

Faszination für Psychologen

Schweizer Psychologinnen und Psychologen faszinierte seine Biografie. Carl Gustav Jung äußerte sich in der Neuen Schweizer Rundschau 1933 und später in seinen Gesammelten Werken zu Bruder Klaus. Er sei „der einzige hervorragende schweizerische Mystiker von Gottes Gnaden, der unorthodoxe Urvisionen hatte und unbeirrten Auges in die Tiefen jener



Bild: Ältestes Gemälde von Br. Klaus von 1492 aus der Pfarrkirche Sachseln, heute Bruder-Klaus-Museum Sachseln. Joachim Schäfer — Ökumenisches Heiligenlexikon (gemeinfrei)

göttlichen Seele blicken durfte, welche alle durch Dogmatik getrennten Konfessionen der Menschheit noch in einem symbolischen Archetypus vereinigt hält.“ Gott war für Jung eine Urerfahrung des Menschen. Nachdem er die Edition der Visionen von Bruder Klaus durch Pater Alban Stöckli studiert hatte, der auf eine

dem 15. Jahrhundert zugeschriebene Luzerner Handschrift zurückgegriffen hatte, kam er (Jung) zu dem Schluss: Niklaus von Flüe habe eine bestimmte Vision von Gottvater und Gottesmutter und ihrem Sohn gehabt. Er deutete: „Der Palast [in der Vision] ist der Himmel, wo Gottvater wohnt, wo auch Gottesmutter wohnt. In heidnischer Form sind es unverkennbar Gott und Göttin, wie ihr absoluter Parallelismus zeigt. Für die mystische Erfahrung ist die Mannweiblichkeit des Gott-Urgrundes charakteristisch.“

Für die schweizer Psychologin Marie-Louise von Franz, die 1989 starb, war in Bruder Klaus einer, der „nicht nur den Typus des christlichen Heiligen abbildet, sondern [...] auch zugleich das alte Urbild des primitiven Medizinmannes, des nordischen Schamanen und des Propheten wieder verkörpert.“ Sie sprach davon, dass Niklaus' Leben und Visionen urtümliche Muster menschlicher Ganzwerdung (Individuation) „auf höherer Stufe“ wiederholten, „um sich mit der geistigen Entwicklung des Christentums zu versöhnen und dabei letzteres zugleich in eine neue Naturdimension auszuweiten“. Klar, dass ihr Buch „Die Visionen des Nikolas von Flüe“ (1. Auflage 1980) unter Theologen umstritten ist.

Für uns Heutige kann Bruder Klaus den Menschen verkörpern, der ein gutes Gleichgewicht zwischen Mystik – Gottschau – und weltlichem Leben meistert. Als solcher macht er immer noch neugierig. ■



Friede mit uns allen

VON JUTTA RESPONDEK

„FRIEDE MIT UNS ALLEN!“ WÜNSCHEN WIR einander mit einem Handschlag oder einer kurzen Umarmung in jedem Gottesdienst. Das Zeichen des Friedens und der Gemeinschaft fällt umso herzlicher aus, wenn Menschen an unserer Seite sitzen, die uns sympathisch sind, die wir mögen und schätzen, in deren Nähe wir uns wohlfühlen. Schwieriger kann es werden, wenn ein uns weniger willkommener Mitmensch sich neben, vor oder hinter uns platziert hat, einer, mit dem wir nicht unbedingt etwas zu tun haben wollen, um den wir – aus welchen Gründen auch immer – am liebsten einen Bogen machen würden. Und dem wir nun die Hand reichen sollen.

Und doch ist neben der freundlichen Zuwendung, die wir gerne mit Gleichgesinnten und uns sympathischen Zeitgenossen austauschen, gerade das die Herausforderung: die Geste des Friedens und der Versöhnung denjenigen entgegenzubringen, mit denen wir uns nicht ohnehin schon verbunden wissen, und auch zu ihnen eine Brücke des Friedens zu schlagen. Denn – so heißt es im Evangelium – nur die zu lieben und denen Gutes zu tun, die uns lieben, die uns wohl gesonnen sind und auch uns Gutes tun, ist nichts Besonderes, das tun auch die „Sünder“, die „Zöllner“, die „Heiden“, das machen alle, das ist keine Kunst. Bei den Jüngern Jesu aber soll es anders sein. Sie sind aufgerufen, jeden Nächsten zu lieben, ihm Freundlichkeit zu erweisen, ihm mit offenem Herzen zu begegnen und im Frieden mit ihm zu sein. Ja, sie sollen selbst ihre Feinde lieben und ihnen Gutes tun.

Nächstenliebe – mehr als Emotion

Ich denke, Jesus wird gewusst haben, dass man nicht jedem Menschen dieselben Gefühle entgegenbringen kann, und die von ihm geforderte Nächsten- und Feindesliebe ist nicht emotional gemeint. Sie bezieht sich vielmehr auf die Gesinnung und das grundsätzliche Verhalten gegenüber den Mitmenschen sowie sich selbst. In seiner Antwort auf

die Frage des Schriftgelehrten nach dem höchsten und wichtigsten Gebot heißt es: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22, 37-39).

Gott also gebührt die Liebe mit ganzem Herzen und ganzer Seele und allen Gedanken, dem Nächsten gebührt die Liebe wie sich selbst, und beides ist gleich wichtig. Was die Nächstenliebe angeht, soll ich den Anderen, auch den mir vielleicht Unsympathischen, nicht nur mit zusammengebissenen Zähnen tolerieren, sondern mich ihm gegenüber wohlwollend und offenherzig verhalten, mich gegebenenfalls mit ihm versöhnen, ihm beistehen und mich für ihn einsetzen, wenn es nötig ist – kurzum, ihm kein „Feind“ sein oder ihn als solchen ansehen, sondern ihn achten und behandeln, wie ich selbst geachtet und behandelt werden möchte. Weil er wie jeder Mensch Kind Gottes und von Gott geliebt ist. Das beinhaltet und setzt voraus, auch mich selbst so zu sehen: als Gottes geliebtes Kind, und demzufolge auch mit mir selbst im Frieden zu leben, mich anzunehmen und wertzuschätzen, und gut zu mir selber zu sein. Diese ausnahmslose Menschenliebe und die Gottesliebe gehören untrennbar zusammen.

Im Frieden mit sich selbst

Was aber machen Menschen, die sich selbst nicht lieben? Ich erinnere mich an diese Frage in einer Gesprächsrunde vor vielen Jahren. Was ist, fragte jemand, wenn ich mich selbst nicht liebe? Wenn ich mit mir selbst im Unfrieden lebe, mich nicht annehmen kann, wie ich bin, wenn ich mit meiner Lebensgeschichte, meinem Schicksal, meinem So-Sein hadere? Wie kann ich meinen Nächsten lieben, wenn ich nicht einmal mich selbst liebe?

Selbstachtung und eigene Wertschätzung kann man nicht befehlen oder verordnen. Sich mit sich selbst zu versöhnen, sich auszusöhnen mit seinem Leben in seinen Begrenzungen und dem, was einen zu der Person gemacht hat, die man ist, kann eine Schwierigkeit sein, die manchmal nicht ohne einfühlsamen und fachkundigen Beistand zu bewältigen ist. Auch der Glaube kann helfen. Die Selbstliebe, oder vielleicht besser gesagt, das gesunde Selbstbewusstsein, gründet in der Glaubensgewissheit und dem Vertrauen, Kind Gottes und von Gott geliebt zu sein, ohne Wenn und Aber, mit allen Vorzügen und Nachteilen, auch in Schuld und Scheitern, und mit der Option, umzukehren und Ungutes künftig besser zu machen. Wenn Gott uns liebt, können und dürfen auch wir uns lieben. Wir sind von Ihm nach Seinem Bilde geschaffen und ins Leben gerufen und genauso viel wert wie jeder andere auch. Die Verinnerlichung dieser froh machenden Botschaft kann einen Menschen befreien und ihn befähigen, die eigene Person, das Ich, anzunehmen und ihm so zu beziehungsfähigem Leben verhelfen.

Nicht ohne Grund schließt Jesus in sein Liebesgebot das „Sich selbst“ mit ein. Und auch im liturgischen Ruf „Friede mit uns allen!“ ist das eigene Ich mit gemeint. Liebe und Friede sind eng miteinander verknüpft. Sie müssen im eigenen Herzen wachsen. „Frieden fängt zu Hause an“, sagt ein Sprichwort, und bekanntlich kann man

Versprechungen

VON JUTTA RESPONDEK

Politiker versprechen uns höhere Löhne
Steuersenkungen
neue Arbeitsplätze
sichere Renten
sozialen Wohnungsbau
Bildungschancen für alle
Familienförderung
bessere Kinderbetreuung
innere Sicherheit
neue Straßen und Verkehrswege
Umwelt- und Naturschutz
Wirtschaftswachstum
Wohlstand und Fortschritt

Du versprichst uns keine Annehmlichkeiten
aber in allen Mühen und Plagen
Deine Gegenwart
Beistand und Trost
Heiligen Geist
Weggemeinschaft
Brot des Lebens
lebendiges Wasser
Licht und Hoffnung
Vergebung
Versöhnung
Ewiges Leben
Frieden und Heil





den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun. Wer Frieden in die Welt hinaustragen und Liebe weitergeben will und soll, muss Frieden in sich und mit sich selber haben. Denn was einer nicht hat, kann er auch nicht geben.

Im damaligen Gesprächskreis über das höchste Gebot und die Nächstenliebe „wie dich selbst“ akzeptierten schließlich alle Teilnehmer die alternative Formulierung „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du!“ „Er ist wie du“ heißt, er hat wie du Ecken und Kanten, Fehler und Mängel, Ängste und Sorgen, und seine eigene, vielleicht verkorkste Lebensgeschichte mit Umwegen und Irrwegen. Und du hast wie er Stärken und Fähigkeiten, Träume und Ideen, Sehnsüchte und Pläne, und deine ganz persönliche

Liebenswürdigkeit. Allen ruft Jesus seinen Frieden zu, den *Schalom*, den die Welt nicht geben kann. Die Antwort „Friede mit uns allen!“ umschließt alles, was des Friedens und der Heilung bedarf. Wer den Frieden Jesu in sich einlässt, ist beschenkt. Und er ist eingeladen und beauftragt, sich zu versöhnen – mit sich selbst und mit den Mitmenschen, mit denen er sowohl die menschliche Schwachheit als auch die Gottes- Kindschaft teilt. Wer im Innern versöhnt und im Reinen mit sich und seinen Grenzen ist, kann auch großmütig mit den Eigenarten, Schwächen und Unzulänglichkeiten anderer sein und dem Nächsten die offene Hand entgegenstrecken – egal ob er ihm mag oder nicht. ■

Bildbetrachtung

Gruppenbild mit Dame

VON GREGOR BAUER

Gregor Bauer ist Mitglied der Gemeinde Wiesbaden

DIESES BILD ZEIGT HEUTE DAS Gegenteil von dem, was sein Maler in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts darstellen wollte.

Im Vordergrund platzierte Moretto vier heilige Verehrer des Gottessohns und seiner Mutter: Links warf Ambrosius einen Blick voller Demut und Hingabe auf das Heil der Welt. Neben ihm vertieften sich Gregor der Große und Hieronymus und Ambrosius in das geoffenbarte Gotteswort. Daneben suchte Augustin wachsam die Umgebung nach

Gefahren ab, bereit, jedem Feind der wahren Lehre zu wehren.

Heute lösen dieselben Gestalten Befremden aus. Vier alte weiße heterosexuelle Männer: nicht unbedingt die passende Gesellschaft für eine junge Frau und ihr Kind. Der Zauselbart links: Warum starrt er das Kind so an? Die beiden geistigen Brandstifter unten: Zu welchem Anschlag liefern sie aus der Heiligen Schrift den Vorwand? Die Figur rechts: Warum posiert sie so militant? Was wollen uns diese lebensfremden Fanatiker über die Mutter und ihr Kind erzählen? Zumal sie Zölibatäre sind?

Es spricht für den bleibenden Wert dieses Gemäldes, dass es so unterschiedliche Deutungen zulässt. Sein Schöpfer hat mehr gemalt, als ihm bewusst war. Er wollte Demut darstellen – schuf aber auch ein Bild ängstlicher Unterwürfigkeit. Er wollte ernsthaftes Ringen um den wahren Sinn der Heiligen Schrift vergegenwärtigen – porträtierte aber auch bornierte Rechthaberei. Er ließ sich von streitbarer Rechtgläubigkeit beeindrucken – stellte aber auch Fanatismus und Intoleranz dar.

Tatsächlich waren die Kirchenväter anders, als Moretto sich das vorgestellt haben mag. Freilich auch anders, als so manche sie heute gerne hätten. Ambrosius beispielsweise: Er interpretierte die Heilige Schrift keineswegs immer buchstabengetreu. Andererseits wäre

ihm im Traum nicht eingefallen, seine Auslegung der Schrift für deren Übersetzung auszugeben. Heute nehmen das nicht alle so genau.

Oder Hieronymus: Er hat sich als Bibel-Übersetzer manchen Fehler geleistet. Aber wenn er einen Missgriff tat, dann aus Unkenntnis, nicht weil er glaubte, das verehrte Original verbessern zu können. Heute sind nicht alle so bescheiden.

Bei Moretto lässt sich Maria noch auf einem Thron nieder. Heute würde sie sich wohl eher auf eine Parkbank setzen. Als auf der Erde das Patriarchat noch unhinterfragt herrschte, trug die Mutter Jesu göttliche Züge. Heute, wo es auch im Himmel geschlechtergerecht zugehen soll: Müsste da die Himmelskönigin nicht erst recht gefragt sein? Doch weit gefehlt. In unserer Frömmigkeit spielt Maria kaum noch eine Rolle. Für Weiblichkeit in der Sphäre des Göttlichen soll nun der Heilige Geist stehen, als „heilige Geist-Kraft“.

Heilige Geist-Kraft: Wir leben in einer Zeit, in der diese unpersönliche Konstruktion als weiblich durchgeht. Hauptsache, das grammatikalische Geschlecht ist nicht männlich. Wie wohl künftige Generationen über diesen deutschen Platzhalter des schönen hebräischen „ruach“ urteilen werden?

Die Geschmäcker wandeln sich. Ganz sicher wird man eines Tages Morettos Bild mit wieder anderen Augen betrachten. Aber betrachten wird man es. Das unterscheidet bleibende von vergänglicher Kunst. ■

➔ *Gregor Bauers Website finden Sie unter www.gregorbauer.com.*



Bild: Moretto da Brescia: Thronende Madonna mit Kind und vier lateinischen Kirchenvätern (von links: Ambrosius, Gregor der Große, Hieronymus, Augustinus)

Credo

VON JUTTA RESPONDEK

ICH GLAUBE dass ich aufgehoben bin in Gott dem allumfassenden DU von dem alles Dasein ausgeht in den alles Unterwegssein mündet

ich glaube dass ER der Lebendige mir und uns nahe ist in allem was geschieht im unbegreiflichen Lauf der Welt dass ER der Gott des Lebens ist der uns nicht fallen lässt

der nicht Vernichtung und Untergang will sondern Heil und Leben in Fülle

ich glaube dass mir in Ihm nichts passieren kann im Leben und im Sterben dass ER uns keinen Weg gehen lässt den ER nicht selbst gegangen wäre und auf dem Er uns nicht vorausginge dass ER bei uns bleibt bis zum Ende der Welt

ich glaube dass ER sich offenbart hat in Jesus dem Menschensohn dass ER uns begegnet in Seinem Wort in den Zeichen des Heils

und in allem Miteinander Füreinander von Mensch zu Mensch

ich glaube dass ER der Liebende uns belebt durch Seinen Geist der in uns wirkt der uns befähigt und beflügelt wider alles Leid und Elend mitzubauen an Seinem Reich um durch uns und mit uns die verwundete Welt zu durchdringen mit Segen und Heil bis alles Leben zurückkehrt ins Einssein in IHM ■

➔ *Aus „Atempause“ – J. R. 2016*

Interview mit Anne Hensmann-Eßer

„Abenteuer in Rom“

➔ *Unter diesem Titel ist gerade ein neuer Band in der Schriftenreihe des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn erschienen. Er enthält Texte aus dem Nachlass von Werner Küppers, der über dreißig Jahre lang erst Dozent, dann Professor am Alt-Katholischen Universitätsseminar war und als Beobachter am Zweiten Vatikanischen Konzil teilnahm. Christen heute hat mit Anne Hensmann-Eßer, der Herausgeberin, gesprochen.*

Wie bist Du auf die Idee gekommen, Dich mit dem Nachlass von Werner Küppers zu beschäftigen?

ALS MEIN MANN VOR ZWEI JAHREN SEINE DINGE IM Seminar aufräumte um Platz für seinen Nachfolger zu schaffen, fielen mir die Kisten auf und ich fragte, was da denn drin sei. Es stellte sich heraus, dass darin der Nachlass von Prof. Werner Küppers aufbewahrt wurde, der aber seit den 1970-er Jahren dort ziemlich unangetastet stand. Küppers war von 1939–1971 zunächst Dozent, später Professor am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn. Das weckte meine Neugier und ich war gespannt, was darin alles zu entdecken war.

Was war dann die interessanteste Entdeckung in diesem Nachlass?

Zunächst war da erst einmal eine große Enttäuschung, dass es in diesen Kisten haufenweise sehr allgemeines Material, teilweise auch in mehrfacher Ausführung, gab. Vieles war bereits publiziert und daher gut zugänglich. Nach der zehnten Kiste stieß ich dann auf Küppers' Aufzeichnungen zum 2. Vatikanum und habe mich festgelesen.



Das war also das, was Du Dir anfänglich erhofft hattest?

Ja, ein bisschen schon! Ich war zunächst überrascht, dass es einen alt-katholischen Beobachter beim Konzil gegeben hatte. Im Lauf der Recherche erfuhr ich, dass es seinerzeit sehr gute Kontakte zwischen der niederländischen Alt-Katholischen Kirche und der dortigen Römisch-Katholischen Kirche gegeben hatte, die letztlich zur Einladung führten, einen Beobachter zu entsenden. Für mich war dann nicht sofort ersichtlich, dass die Briefe an die Internationale Bischofskonferenz (IBK), die ich gefunden hatte, von zwei Verfassern stammten. Im Nachlass gab es ja nicht die originalen Briefe, sondern lediglich Durchschriften, auf denen in den meisten Fällen keine Unterschrift stand. Es dauerte dann ein Weilchen, bis ich herausfand, wer der



„zweite“ Verfasser war, nämlich Peter Maan aus Utrecht, der der eigentliche Delegierte der IBK beim 2. Vatikanum war.

Da war für Dich aber schon klar, dass Du weiterarbeiten wolltest und ein größeres Projekt daraus entstehen würde?

Da war es zumindest schon sehr spannend und ich war der Meinung, dass diese Texte nicht wieder in einen jahrelangen Dornröschenschlaf fallen sollten. Mit Prof. Krebs habe ich dann überlegt, dass man diese Briefe und eventuelle Texte aus dem Umfeld, die noch nicht in der *Internationalen Kirchlichen Zeitschrift* oder *Ökumenischen Rundschau* publiziert waren, in irgendeiner Weise zugänglich machen sollte. Prof. Krebs hatte dann die Idee, sie in der Seminarreihe A zu veröffentlichen, die ja alt-katholische Quellen erschließt.

Das heißt, Du hast dann zeitgleich weitere Kisten gesichtet und Texte abgeschrieben?

Ja. Uns war klar, dass man die Briefe vom Konzil nicht einfach so abschreiben und veröffentlichen konnte. Mir war beim Lesen der Briefe auch die Unterschiedlichkeit der Verfasser aufgefallen. Gleichzeitig hatte ich zu beiden aber nur spärliche Informationen gefunden. Das wollte ich ändern. Ich habe mich also einerseits auf Spurensuche nach den Verfassern gemacht, andererseits fand ich, dass die vorläufig anvisierte Schlussitzung der Internationalen römisch-katholisch/alt-katholischen Dialogkommission (IRAD) im Frühjahr dieses Jahres einen tollen Gegenwartsbezug meiner Arbeit herstellen würde, den ich unbedingt nutzen wollte.

Dir war also wichtig, dass Dein Buch nicht nur eine historische Dokumentation wurde?

Genau. In der Römisch-Katholischen Kirche hat das 2. Vatikanum ja ein mittleres Erbeben ausgelöst und auch das Verhältnis zu unserer Kirche wurde dadurch maßgeblich beeinflusst. Die Römisch-Katholische Kirche öffnete sich für die Ökumene und es wuchsen in dieser Zeit viele persönliche Beziehungen, sodass es auf der menschlichen Ebene zu einem anderen Umgang miteinander kam. Das veränderte auch den theologischen Umgang miteinander. Im Nachklang des Konzils entstanden Dialogkommissionen zwischen der Römisch-Katholischen und einigen alt-katholischen Kirchen. Damit fiel die bisherige Linie einer scharfen Frontstellung gegenüber Rom weg.

Auf dem Konzil selbst wurde viel und teilweise auch erstaunlich offen diskutiert. Ich fand es einerseits wirklich

spannend zu sehen, wie damals Diskussionen verliefen, welche Fragen diskutiert wurden, dass zum Beispiel ernsthaft darüber nachgedacht wurde, die Leitung kurialer Behörden Laien zu übertragen. Andererseits habe ich durch die Berichte von Küppers und Maan auch sehr viel über unsere Alt-Katholische Kirche gelernt. Besonders beschäftigt hat mich in diesem Zusammenhang die Frage von Selbst- und Fremdwahrnehmung und die Frage alt-katholischer Identität.

Kannst Du das konkretisieren?

In den Briefen tauchen an mehreren Stellen die beiden Brüder aus Taizé, Roger Schuz und Max Thurian auf, die eben nicht offizielle Delegierte einer Kirche waren, sondern als persönlich geladene Gäste am Konzil teilnahmen. Sowohl Küppers als auch Maan regen sich ein bisschen über die Aufmerksamkeit auf, die jenen zuteil wird, wohingegen sie selbst sich manches Mal zu wenig beachtet und wahrgenommen fühlen. Ich glaube, dass dieser

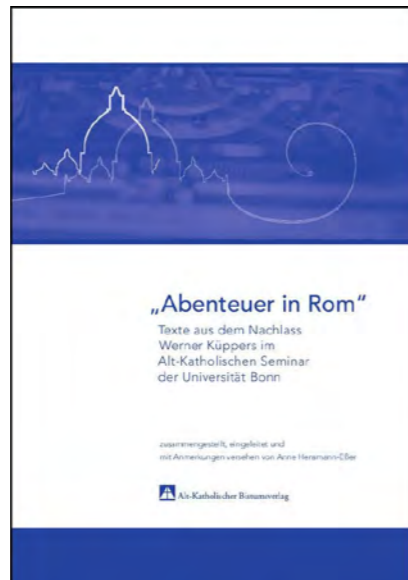
Wunsch, wahrgenommen zu werden, Bedeutung zu haben, mitzuspielen im großen Konzert der Kirchen, nach wie vor eine wichtige Rolle für unsere Kirche spielt und dass dies manchmal auch den Blick verstellt für Dinge, die wir gut machen und für Möglichkeiten, die wir nutzen könnten.

In Deinem Buch gibt es neben den Briefen vom Konzil noch andere Texte. Möchtest Du dazu noch etwas sagen?

Neben den eigentlichen Berichten an die IBK fanden sich einige Vortragsmanuskripte aus der Zeit, die inhaltlich klar dem Konzil zuzuordnen sind, aber bisher kaum oder gar nicht veröffentlicht wurden. Diese Vorträge, Radiobeiträge und

Zeitungsartikel richten sich an ein sehr unterschiedliches Publikum und ergänzen die Berichte an die Bischöfe. Sie vermitteln sowohl einen Eindruck des persönlichen Erlebens als auch der theologischen Reflexion, was nicht immer deckungsgleich ist.

Besonders ein Text hat mich sehr beschäftigt, ein Kurzreferat, das Küppers beim Alt-Katholiken-Kongress in Wien 1965 gehalten hat. Dort spricht er sehr knapp in vier Thesen über die „Bezeugung der Einen Kirche in den vielen Stimmen der Kirche“. Da empfinde ich ihn als sehr aktuell. Zudem ist es einer der ganz wenigen Texte, von dem ich sagen würde, dass in ihm der Mensch und Theologe Küppers sichtbar wird, der hinter den anderen Texten häufig verborgen bleibt. Das hat mich sehr berührt. Über diesen Text würde ich gerne weiter nachdenken und mit anderen Menschen in unserer Kirche darüber diskutieren.



Du sagst, dass in diesem Text der Mensch und Theologe Küppers sichtbar wird. Was nimmst Du persönlich über Küppers aus Deiner Arbeit mit?

Nun, zunächst war Küppers für mich ein ziemlich unbeschriebenes Blatt. Ich wusste, dass er Professor am Seminar und Pfarrer in Bonn gewesen war. Auch, dass wir ihm den Lehrstuhl in seiner heutigen Form verdanken. Mir war klar, dass ich die Texte nicht veröffentlichen konnte, ohne etwas zu den beiden Autoren zu sagen. Also habe ich begonnen, nachzuforschen: Im Bistumsarchiv, in der Dissertation von Matthias Ring, in Gesprächen mit Menschen, die Küppers teilweise noch persönlich gekannt hatten.

Dabei entstand kein wirklich einheitliches Bild, sondern eher ein Mosaik mit vielen Lücken. Auffallend

war dabei, dass es so gut wie nichts über die Zeit zwischen 1930 und 1957/58 gab; mich hat diese Lücke gestört und ich wollte wissen, warum sie so groß war. Ich habe dann versucht, aus den spärlichen Informationen, die mir zur Verfügung standen, ein Bild von Küppers zu zeichnen, das die Zeit des Nationalsozialismus und Küppers' Verhältnis dazu einschloss. Doch ein wirklich klares Bild von Küppers ergibt sich für mich nicht. Weder theologisch noch menschlich. Letztlich bleibt er ein Mensch hinter einer Fassade, dessen wirkliche Beweggründe allenfalls ab und an zu erraten sind.

Danke für das Gespräch!

Christoph Strohm, *Die Kirchen im Dritten Reich*, C. H. Beck, München, 2. Aufl. 2017, 128 S., 8,95 Euro.
VON DR. EWALD KESSLER

DAS ANGEZEIGTE BÜCHLEIN stellt vor allem die Geschichte der „Bekennenden Kirche“ im Dritten Reich dar. „Deutsche Christen“ bilden hier den dunklen Hintergrund, von dem nichts Gutes zu erwarten war. Von der breiten Masse der nicht in der einen oder anderen kirchlichen Richtung Engagierten werden einige unter der Überschrift „Mutige Worte Einzelner“ erwähnt, dazu kommen die politischen Widerstandskämpfer und der Heidelberger Pfarrer Hermann Maas.

Neben der Evangelischen Kirche wurde auch die Haltung der Römisch-Katholischen Kirche dargestellt. All die kleinen Kirchen und Konfessionen, die daneben noch in der Weimarer Republik als Sekten disqualifiziert und diskriminiert wurden, kommen hier überhaupt nicht vor. Die Frage, ob der weit verbreitete Anti-Klerikalismus etwas mit dem Kampf des Nationalsozialismus gegen das Establishment, das sogenannte „System von Weimar“, zu

tun haben könnte, wird nicht gestellt. Auch die Frage nach der Behandlung von Minderheiten vor 1933 bleibt unbeachtet. Und nach 1933 werden nur der Mord an unheilbar Kranken und an den Juden thematisiert. Zigeuner, Homosexuelle, Kommunisten, Freimaurer usw. geraten nicht ins Blickfeld.

Da, wo im „Epilog“ die ökumenischen Beziehungen erwähnt werden, wird nur auf die beiden großen Kirchen eingegangen. Die ökumenische Bewegung, die sich seit den Bonner Unionskonferenzen 1874/75 (man könnte hier den Heidelberger und später Berner Kirchenhistoriker und Freund der Alt-Katholiken Friedrich Nippold erwähnen) über die Weltmissionskonferenz in Edinburgh und die Konferenzen in Stockholm und Oxford bis zur Gründung des Ökumenischen Rates 1948 entwickelt hat, bleibt unberücksichtigt, obwohl sie auch die Christen im Dritten Reich bewegte.

Als Ergebnis dieser vor allem an Tatsachen orientierten Untersuchung kann man S. 106 zitieren: „Die Verantwortlichen in der evangelischen wie in der katholischen Kirche wollten bewusst und ausdrücklich keinen politischen Widerstand leisten. [...]“



Ihr Handeln war nicht auf Umsturz ausgerichtet, sondern auf die Wahrung und Verteidigung kirchlichen Lebens und kirchlicher Lehre, in gewissem Umfang auch des christlich gebotenen allgemeinen Sittengesetzes.“ Das wird man auch vom deutschen alt-katholischen Bistum sagen können, dem Bischof Dr. Matthias Ring in seiner Dissertation S. 822 „ekkliesialen Egoismus“ bescheinigt.



für Sie gelesen



3.-7. September	45. Internationale Theologenkonferenz Neudietendorf	21. Februar, 18 Uhr	Chrisammesse, Namen-Jesu-Kirche Bonn
13.-14. September	Treffen der ACK Deutschland, Trier	6. März	Treffen der Kontaktgruppe zwischen Alt-Katholischer Kirche in Deutschland und Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche in Deutschland
15.-17. September	Begegnungswochenende Dekanat NRW Attendorn		
15.-17. September	Dekanatsbesinnungstage Dekanat Hessen	9.-11. März	Diakonenkonvent, Hannover
23. September, 14 Uhr	Priesterweihe Schlosskirche Mannheim	17. März	Landessynode Dekanat Südbaden Freiburg
6. Oktober	Studientag ‚Mit dem Segen der Kirche. Die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare als theologische Herausforderung‘, Bonn	16.-20. April	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße
6.-8. Oktober	Dekanatswochenende Dekanat Nord Hermannsburg	20.-21. April	20. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Alt-Katholizismus-Forschung, Bonn
13.-15. Oktober	Ökumenisches Bibelwochenende Dekanat Bayern	27. April-1. Mai	Jugendfreizeit ‚Ring frei. Runde 7‘, Birkenau
19. Oktober	Semestereröffnungsgottesdienst Bischöfliches Seminar, Bonn	9.-13. Mai	101. Katholikentag, Münster
19.-22. Oktober	Jahrestagung des Bundes Alt-Katholischer Frauen (baf)	19. Mai ◀	Diakonatsweihe in der Namen-Jesu-Kirche, Bonn
27.-29. Oktober	Konferenz der Geistlichen im Ehrenamt Frankfurt am Main	22.-26. Mai ◀	Treffen des Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rates, Winchester (England)
18. November	Filmdreh des baj NRW Filmmuseum Düsseldorf	8.-10. Juni ◀	Dekanatswochenende des Dekanats Nordbaden
1.-3. Dezember	Wochenende mit Singen und Meditation Ltg. Alexandra Pook, Historisch-Ökologische Bildungsstätte, Papenburg	16. Juni ◀	Dekanatstag Dekanat NRW
13. Januar	Verabschiedung von Pfr. Rudolf Geuchen Dortmund		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber

Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion

Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer

Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise
monatlich

Design, Layout und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail: john.grantham@gmail.com

Vertrieb und Abonnement

Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Tel: 0 48 42 / 4 09
E-Mail: versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste

epd, KNA, APD

Verlag und ©

Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn. Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland

21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Fotomaterial

Alle Fotos von Flickr.com werden
unter dem Creative Commons License
für nicht-kommerzielle Zwecke
eingesetzt.

Druck

Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen

ISSN

0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben

5. September, 5. Oktober, 5. November

Nächste Schwerpunkt-Themen

Oktober
Jugend
November
Bestattungskultur
Dezember
„...nicht nur zur Weihnachtszeit“

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit
Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich
Kürzungen vor.

Bitte wenden Sie sich in allen
Fragen zum Abonnement an den
Vertrieb, nicht an die Redaktion!



fortgesetzt von Seite 2

Priester aus Pub verwiesen

Den Tag seiner Priesterweihe wollte der römisch-katholische Neupriester Peter McClaren in Cardiff in Wales zusammen mit einem Mitbruder in einem Pub ausklingen lassen. Andere schlossen sich an, so dass schließlich sieben Geistliche und Seminaristen mit Kollar das Pub *The City Arms* betraten. Das Personal der Bar war allerdings sofort alarmiert und verwies die Männer des Hauses. Mit betrunkenen Männern in schlechte Erfahrungen gemacht. Zwar bestanden die geistlichen Herren darauf, keine kostümierte Partytruppe zu sein, sondern tatsächlich eine Gruppe Geistlicher, stießen aber auf taube Ohren und mussten gehen. Die Geschichte hat aber ein Happy End: Noch an der Tür fing sie der Manager des Pubs ab und sagte, er glaube ihnen – und lud sie zu einer Runde Freibier ein.

Transgender willkommen

Die Generalsynode der Kirche von England hat beschlossen, Transgender in der Kirche willkommen zu heißen. Die Abstimmung der anglikanischen Kirche fiel mit 284 zu 78 Stimmen eindeutig aus. Kurz zuvor hatte die Synode sogenannte Umwandlungstherapien, bei denen Homosexuelle von ihrer sexuellen Orientierung ‚geheilt‘ werden sollen, als schädigend und unethisch verurteilt.

Kirche von England lockert Kleidungsvorgaben für Geistliche

Geistliche der *Church of England* dürfen auf Beschluss der Generalsynode künftig auch ohne liturgische Kleidung Gottesdienste, Beerdigungen und Taufen leiten. Tatsächlich hätten bereits zuvor viele Kleriker auf ihre Dienstkleidung verzichtet. Kritik gab es den Berichten zufolge auch an der Mitra. Die traditionelle Kopfbedeckung von Bischöfen wurde als „unnötiges und nicht hilfreiches“ Machtsymbol bezeichnet. Gerade junge Menschen hätten dafür kein Verständnis und assoziierten damit bestenfalls eine „vergangene Welt“.

Vatikanzeitung kritisiert ultrakonservative US-Katholiken

Im Vatikan regt sich Kritik an ultrakonservativen Katholiken im Lager von US-Präsident Donald Trump. Derzeit äußerten sich in den Staaten bisweilen „manche, die sich als Katholiken bezeichnen, in einer Art und Weise, die bis vor kurzem ihrer Tradition noch fremd war und sehr nah an evangelikalen Tönen ist“, schreibt der *Osservatore Romano*. Beide verbinde Fremdenfeindlichkeit, Islamophobie, Schwarz-Weiß-Malerei und eine apokalyptische Weltsicht. So entwickle sich eine „Ökumene des Hasses“ zwischen evangelikalen und katholischen Fundamentalisten. Zudem eine sie der Wille, direkten religiösen Einfluss auf die Politik auszuüben, heißt es weiter in dem Artikel.

Kirchensteuer ist nicht zentraler Grund für Austritte

Der Bochumer Theologe Björn Szymanowski sieht in der Kirchensteuer nicht den zentralen Stein des Anstoßes für Kirchenaustritte. Sie sei nicht Ursache, sondern werde zum Auslöser, wenn die Bindung ohnehin schlecht sei, sagte der Mitarbeiter des Zentrums für Angewandte Pastoralforschung der Ruhr-Universität Bochum. So merkten Menschen bei der ersten Gehaltsabrechnung, dass sie für etwas zahlten, was sie gar nicht nutzten. „Dahinter steht also ein Kosten-Nutzen-Kalkül“, so Szymanowski.

Wer betet, lebt länger?

Der römisch-katholische Theologe und Psychiater Manfred Lütz hält nichts von Studien, wonach religiöse und betende Menschen länger leben. „Ehrlich gesagt, ich finde das ziemlichen Schwachsinn“, sagte er. „Stellen Sie sich vor, bei der Studie wäre heraus gekommen, wer betet, lebt kürzer. Würden Sie dann nicht mehr beten?“ Lütz warnte davor, auf diesen Trend der „Gesundheit als Religion“ hereinzufallen. „Viele Menschen glauben heute nicht mehr an den lieben Gott, sondern an die Gesundheit. Früher fastete man, fuhr auf Wallfahrten und betete für den Glauben. Heute tut man das für die Gesundheit.“ Es gebe Menschen, die nur noch vorbeugend lebten und dann gesund sterben. „Aber auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot.“

Neulich beim Joggen habe ich gebetet und nachgedacht, und schließlich sagte ich zu Gott, ‚Schau mal, das ist alles schön und gut, aber ist es nicht höchste Zeit, dass Du was tust, wenn Du da bist?‘ —Wahrscheinlich sollte ein Erzbischof von Canterbury sowas *nicht* sagen...

Erzbischof von Canterbury Justin Welby, in einem Radiointerview mit dem BBC, September 2014



Courage

VON HARALD KLEIN

WIE VIEL COURAGE HAT die Alt-Katholische Kirche? Klar: Tradition ist etwas Wertvolles, gerade als Glaubende leben wir von und aus der Tradition, also dem Althergebrachten. Und wenn wir dann noch das Wort „alt“ im Namen haben... Aber genauso wichtig wie das Gelernte und Gekonnte ist, wenn ich unsere Religion richtig deute, das Aktuelle und das Neue. Der Heilige Geist wäre ziemlich überflüssig, wenn wir einfach aus dem Bestand leben und denken könnten. Altes ist nicht automatisch gut, Altes nicht automatisch übernehmbar, noch nicht mal automatisch glaubbar.

Wie sich schnell nach der Bildung der alt-katholischen „Notkirche“ herausstellte, gab es 1873 viel zu erneuern, infrage zu stellen, couragiert (lat. cor = Herz) anzufassen. Was allein Adolf Thürlings auf dem Gebiet der Liturgie ins Rollen brachte, war bahnbrechend. Wer damals von einem „katholischen“ Sonntagsgottesdienst in einen alt-katholischen geriet, traute seinen Augen und Ohren nicht. Die Strukturänderungen, die Öffnung für Gleichberechtigung, aber auch die Offenheit für Wissenschaft und theologische Neuorientierungen waren überwältigend.

Und heute? Selbstverständlich können wir verweisen auf die Öffnung des Priesteramtes für die Frau, die Öffnung der Partnerehe für Gleichgeschlechtliche. Aber wie sieht es im Alltäglichen aus, wo Gottesdienst für Gottesdienst, Versammlung für Versammlung sich unser Kirchenleben, unser Sprechen und Beten abspielt? Manchmal kommt es mir vor, als würden gerade Alt-Katholische ihr Selbstverständnis darin finden, dass das Älteste, Früheste getreu beibehalten wird. Heißt es nicht, dass man

zurück zu den Quellen gehen muss, um Reinheit und Ideal zu finden?

Zumindest was die Kirchengeschichte betrifft, so halte ich das für einen Mythos. Die „alte“ Kirche, egal ob ich die bis 1870 meine, die bis 1054, die bis 313 oder gar die der Apostel, war kaum heiliger und untadeliger als die heutige. Immer schon gab es Kämpfe, Machtbestreben, Taktieren mit der Wahrheit. Wenn schon Quelle, dann Jesus; alles danach aber ist Aktualisierung im Hl. Geist.

Ich behaupte, eine Kirche oder Konfession hat nur dann das Recht, mit ihrem Dasein die Spaltung der Christenheit zu erweitern, wenn sie den Menschen aktuell ein unverwechselbares zusätzliches Angebot an Beheimatung gibt. Wo also ist unser Mut, Menschen Mut zu machen, zu sich zu stehen und zu ihrem heutigen Verständnis von Welt und Gott?

Die alternative Aussage unserer kleinen Gemeinschaft kann letztlich nur in persönlich menschlichem Miteinander und der das Großsystem überschreitenden Offenheit und Freiheit bezüglich Glaubensfragen und Traditionsformen bestehen.

Konkret: Warum haben wir zum Beispiel im Liturgischen eine fast ängstliche Übereinstimmung mit der Liturgie der Großkirchen? Es gäbe genügend Gründe, eine Eucharistiefeier zu überarbeiten und in Maßen neu zu gestalten, die dem Empfinden heutiger Menschen entgegenkommt. Warum werden unsere Gottesdienste nicht flexibler (modularer)? Warum sollen Fürbitten nicht mal vor dem Segen stehen, warum sollte die Gabenbereitung nicht neu entwickelt werden? Wieso müssen wir an „Abendmahlsworten“ Jesu per Buchstabe festhalten, als würde Jesus hier im O-Ton sprechen?

Warum gibt es keine organisierten Vorschläge für eine lebendigere Gottesdienstfeier: mit allen Sinnen, mit offenem Bibelgespräch, mit Ablauf-Varianten? Warum haben wir nicht den Mut, der alljährlichen Osterlesung vom Exodus die letzten Sätze wegzustreichen (die vom Spaß am Untergang der Ägypter handeln)? Warum bringen wir nicht endlich mal Worte und Begebenheiten aus dem (vor 70 Jahren gefundenen) Thoma-sevangelium in unserer Leseordnung unter? Wieso entwickeln wir nicht freiwillige Zusätze für das Glaubensbekenntnis über das, was Jesus in seinem irdischen Leben gewirkt und gewollt hat, über seine Fragen, seine Liebe, seine Forderungen? Davon steht in den alten Credo nichts, da damals alle Wirksamkeit Jesu im Einbringen des Kreuzesopfers gesehen wurde.

Es geht weder um Willkür noch um das Auflösen christlicher Grundlinien und Werte. Wer jeden Tag dieselbe Straße durch sein Heimatland fährt, wird schließlich diese Straße mit dem ganzen Land verwechseln. Wer sich aber traut, seine Route zu ändern, vielfältig aufzufächern, der erfährt ganz anders Orientierung und Beheimatung (und trifft andere). Warum feiern wir nicht an einem Sonntag im Jahr statt Josef, den „Pflege“-Vater, „Josef, den Vater Jesu“ oder „Josef, den Mann der Träume“ (s. Lukas)? Warum gestalten wir nicht jährlich einen „Sonntag zur Mitverantwortung in Kirche und Gesellschaft“? Warum machen wir aus Fronleibnam nicht ein Fest der „gegenseitigen Einladung zum Essen“? Den Mut, die Herzenscourage zu Neuem sollte unsere Kirche nicht verlieren. ■



Dekan i. R. Harald Klein ist Mitglied der Gemeinde Rosenheim